

Deutsche Märchen

und ihre Deutung

Ein Volksbuch

mit Zeichnungen von Karl Martin Meißen.

herausgegeben von Fritz Hugo Hoffmann



Deutschjugend Verlag Frankfurt a/Oder



Deutsche Märchen

und ihre Deutung

Ein Volksbuch

mit Zeichnungen von Karl Martin Meißen

herausgegeben von Fritz Hugo Hoffmann

Deutschjugend Verlag Frankfurt a/Oder

Deutsche Märchen

und ihre Deutung

Ein Volksbuch

mit Zeichnungen von Karl Martin, Meißen

Herausgegeben von Fritz Hugo Hoffmann

1. Band



2. Auflage 1934

Deutschjugend-Verlag Fritz Hugo Hoffmann, Frankfurt (Oder)

Druck von Karl Pfeiffer, Landsberg (Warthe)

Was das Buch enthält

1. Band

Wie das Buch zu gebrauchen ist

Ein Volksbuch ist es — also für alle: Jung und Alt. Nicht so, daß die Märchen für die Kinder und die Deutungen für die Aelteren wären. Wohl sind die Märchen für die Kinder, die Deutungen aber noch nicht für sie bestimmt, ehe sie nicht selbst so weit herangereift sind, den tieferen Sinn zu verstehen; das wird erst um dreizehn, vierzehn Jahre herum beginnen. Manches wird schon früher entsprechend dem Verständnis der Kinder gedeutet werden können, nie aber darf jener köstliche, unwiederbringliche Zustand vorzeitig zerstört werden, der das Märchen an sich allein erleben läßt wie eine wundervolle Blumenwiese oder den Weihnachtbaum. Doch sollte nicht auch der Erwachsene auf andere Art noch fähig sein, sowohl die unberührte und ursprüngliche Kraft der Märchen unmittelbar zu erleben und dazu dann noch außerdem den tiefen Sinn und seine Deutung zu erfassen?

Die Deutungen, die ich gebe, sind die Art meiner Schau — vielleicht siehst du sie anders, erlebst noch und erkennst noch manches hinzu oder anders. Das ist das Köstliche an den Märchen wie an den alten Weisen der Lieder, daß sie unerschöpflich sind und jedem in ihrer Art singen und er seine Art dazu mischt, wie jeder seine eigene Stimme hat, in der er spricht und singt. Weil die Volksseele in allen ihren Kindern aus dem gemeinsamen Rasse-Erbgut so ähnlich ist und doch wieder in jedem auf seine nur ihm eigene Art ihr Schöpfunglied singt, so gibt es ebensoviel Gemeinsames als auch wieder Einzeltümliches im Erleben und in der Schau.

Und noch ein Wort zu den Bildern, den feinen Zeichnungen Karl Martins: Du mußt sie nicht nur flüchtig anschauen, sondern einmal tiefer hineinlauschen, sie werden immer lebendiger und inniger. Sind keine schnellfertigen Umrißzeichnungen, sie gehen mit ihren hundert und aber hundert feinen Strichlein in die Tiefe. Und vielleicht merkst du auch die besondere Art der Darstellung: nicht Menschengestalten in ihren Handlungen sind gezeichnet — die Handlungen gehen ja im Innern, in der Seele vor; es sind ja nur Sinnbilder für das seelische Geschehen, wie es auch in den alten Heldensagen und Göttermythen ebenso ist; weshalb ja auch unsere Vorfahren sich keine Götterbilder machten, sondern im Heiligen Wald, im

Heiligen Hain, am Heiligen Quell Gotterleben hatten. An die Landschaft und ihre auffälligen Erscheinungen knüpfen sich die Sagen und Mären: hier an einen Berg, einen Felsen, eine Burg, ein Schloß, dort an eine Waldstelle, einen Baum, eine Mühle, ein Haus, einen Weg, Bach, Teich, See oder eine Aue. Dahinein sieht der Deutsche die Gestalten seiner Fantasie, aus eigener quellhaft schöpferischer Bildkraft. Und die ist im Kinde ja so gotterfüllt blühend, oft mehr als im Erwachsenen. Und — in jedem anders. Wie schön malt sich die kindliche Bildkraft ein Sneewittchen, ein Dornröschen, den heldischen Königssohn, den Befreier — und erlebt sich selbst noch als Sneewittchen, als Dornröschen, als Königssohn — erinnerst du dich noch? —

Ich erinnere mich noch recht gut jener Zeiten der Traumwelten; und die Waldwiese wurde Märchenort, der Baum, das Bauernhaus, der Berg, die Burg. Das zeichnen ja auch die Kinder selbst aus eigenem Antrieb, wenn sie Deutsche Landschaft erleben und Märchen. — Ich denke aber auch noch jener Stunde, als ich die ersten, grellbunten Bilder in einem Märchenbuche sah; so enttäuscht war ich — denn ich hatte mir das alles viel schöner und ganz anders vorgestellt. Und dann war das Schlimme: ich kam dann von dem so Geschauten, Festgelegten, und der Enttäuschung nicht mehr los; wenn ich das Märchen hörte, dann drängten sich in die Bilder meiner Seele die einer anderen, die in jenen Bildern festgelegt waren — so schwand mir rasch die reine Freude an den Märchen. Die Traumwelt war zerstört, die Bildkraft (Fantasie) gefesselt, festgelegt, unfrei geworden.

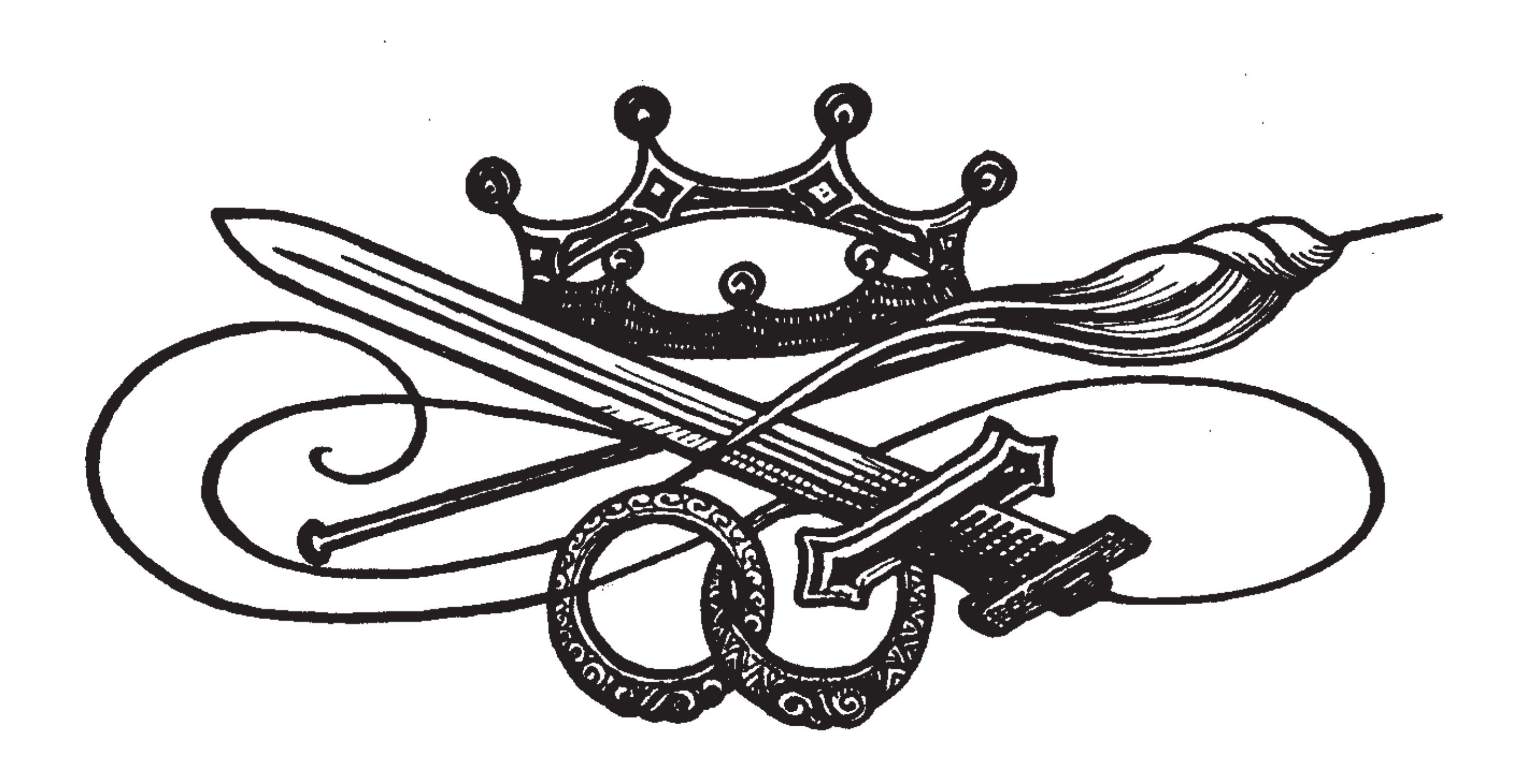
Wie jubelte es in mir auf, als ich die Zeichnungen Karl Martins in die Hand bekam: ja, das ist es, woran sich die Bildkraft nun erst entzündet, aus der Deutschen Heimat, der Deutschen Landschaft. Und meine Kinder, die errieten sogleich, zu welchem Märchen die Bilder gehörten und ihre Augen strahlten. Und der Erwachsene sieht die tiefere Verwebung: die Schneeglöckchen im Sneewittchen — sie wurden einst in den Kranz der Frühlingsbraut geflochten — heut sind's orientalische Myrthen. — Welche Frühlingsstimmung in dem Bilde, wo Sneewittchen im Kristallsarg liegt, die Wiesenschneeglöckchen, auch Märzenbrecher genannt, läuten, die Birke halb erwacht, leise Freude und Trauer zugleich, wie eine Jungfrau selbst dasteht — Eule, Täubchen und Rabe warten.

Oder: das leicht Tändelnde, etwas Flatterhafte in der Ueberschrift zu Rotkäppchen — das Sommerlich-Hochzeitliche in der zu Dorn-

röschen, das Krönlein darüber. So, nun lerne selber schauen, vielleicht entdeckst du bei Aschenputtel die Erbsenleiste unter den Buchstaben. Vor allem aber: erlebe die Bilder! Den Wald in Rotkäppchen und Hänsel und Gretel, das Dornengitter vor der Dornröschenburg und dann das morgenprangende Rosentor, das Bildchen mit den beiden Ringen und Glockenblumen — in Minne vereint —; die stolze Windmühle, fast wie ein kleines Schloß; das Ahnengrab, wo Aschenputtels Mutter ruht; den Zaubertanz Rumpelstilzchens und nicht zuletzt das erste Bild im Buche: die gewaltige alte Linde in Deutscher Landschaft — die Jugend hat einen frischen Kranz dort niedergelegt, sie weiß wieder um Heimat und Volk und seine Seele, um Siegfrieds Schwert und Friggas Spinnrocken, um die blaue Wunderblume, die verborgen im Walde blüht, um Mann und Weib und die Krone wahren Adels.

So machen auch gerade diese feinen Zeichnungen das Buch zu einem

Volksbuch.

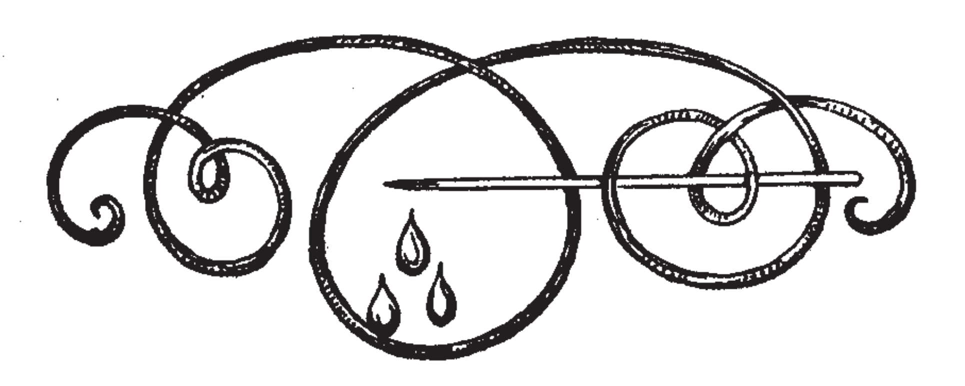




Es war einmal mitten im Winter, und die Schneeflocken fielen wie Federn vom Himmel herab, da saß eine Königin an einem Fenster und nähte. Und wie sie so nähte und nach dem Schnee aufblickte, stach sie sich mit der Nadel in den Finger, und es fielen drei Tropfen Blut in den Schnee. Und weil das Rote im weißen Schnee so schön aussah, dachte sie bei sich „hätt ich ein Kind so weiß wie Schnee und so rot wie Blut." Bald darauf bekam sie ein Töchterlein, das war so weiß wie Schnee und hatte Wänglein so rot wie Blut, und ward darum das Sneewittchen (Schneeweißchen) genannt. Und wie das Kind geboren ward, starb die Königin.

Ueber ein Jahr nahm sich der König eine andere Gemahlin. Es war eine schöne Frau, aber sie war stolz und übermütig, und konnte nicht leiden, daß sie an Schönheit von jemand sollte übertroffen werden. Sie hatte einen wunderbaren Spiegel, wenn sie vor den trat und sich darin beschaute, sprach sie

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die schönste im ganzen Land?"



so antwortete der Spiegel

„Frau Königin, Ihr seid die schönste im Land.“

Da war sie zufrieden, denn sie wußte, daß der Spiegel die Wahrheit sagte.

Sneewittchen aber wuchs heran, und wurde immer schöner, und als es sieben Jahr alt war, war es so schön, wie der klare Tag, und schöner als die Königin selbst. Als diese einmal ihren Spiegel fragte

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die schönste im ganzen Land?“

so antwortete er

„Frau Königin, Ihr seid die schönste hier,
Aber Sneewittchen ist tausendmal schöner als ihr.“

Da erschrak die Königin, und ward gelb und grün vor Neid. Von Stund an, wenn sie Sneewittchen erblickte, kehrte sich ihr das Herz im Leibe herum, so haßte sie das Mädchen. Und der Neid und Hochmut wuchsen wie ein Unkraut in ihrem Herzen immer höher, daß sie Tag und Nacht keine Ruhe mehr hatte. Da rief sie einen Jäger und sprach „bring das Kind hinaus in den Wald, ich will's nicht mehr vor meinen Augen sehen. Du sollst es töten, und mir Lunge und Leber zum Wahrzeichen mitbringen.“ Der Jäger gehorchte und führte es hinaus, und als er den Hirschfänger gezogen hatte und Sneewittchens unschuldiges Herz durchbohren wollte, fing es an zu weinen und sprach „ach, lieber Jäger, laß mir mein Leben; ich will in den wilden Wald laufen und nimmermehr wieder heim kommen.“ Und weil es so schön war, hatte der Jäger Mitleiden und sprach „so lauf hin, du armes Kind.“ — „Die wilden Tiere werden dich bald gefressen haben,“ dachte er, und doch war's ihm als wär ein Stein von seinem Herzen gewälzt, weil er es nicht zu töten brauchte. Und als gerade ein junger Frischling daher gesprungen kam, stach er ihn ab, nahm Lunge und Leber heraus, und brachte sie als Wahrzeichen der Königin mit. Der Koch mußte sie in Salz kochen, und das boshafte Weib aß sie auf und meinte, sie hätte Sneewittchens Lunge und Leber gegessen.

Nun war das arme Kind in dem großen Wald mutterseelen allein, und ward ihm so angst, daß es alle Blätter an den Bäumen ansah und nicht wußte, wie es sich helfen sollte. Da fing es an zu laufen und lief über die spitzen Steine und durch die Dornen, und die wilden Tiere sprangen an ihm vorbei, aber sie taten ihm nichts. Es lief so lange nur die Füße noch fort konnten, bis es bald Abend werden wollte, da sah es ein kleines Häuschen und ging



hinein, sich zu ruhen. In dem Häuschen war alles klein, aber so zierlich und reinlich, daß es nicht zu sagen ist. Da stand ein weiß-gedecktes Tischlein mit sieben kleinen Tellern, jedes Tellerlein mit seinem Löffelein, ferner sieben Messerlein und Gäblein, und sieben Becherlein. An der Wand waren sieben Bettlein nebeneinander aufgestellt und schneeweiße Laken darüber gedeckt. Sneewittchen, weil es so hungrig und durstig war, aß von jedem Tellerlein ein wenig Gemüs und Brot, und trank aus jedem Becherlein einen Tropfen Wein; denn es wollte nicht einem allein alles wegnehmen. Hernach, weil es so müde war, legte es sich in ein Bettchen, aber

keins paßte; das eine war zu lang, das andere zu kurz, bis endlich das siebente recht war: und darin blieb es liegen, und schlief ein.

Als es ganz dunkel geworden war, kamen die Herren von dem Häuslein, das waren die sieben Zwerge, die in den Bergen nach Erz hackten und gruben. Sie zündeten ihre sieben Lichtlein an, und wie es nun hell im Häuschen ward, sahen sie, daß jemand darin gewesen war, denn es stand nicht alles so in Ordnung, wie sie es verlassen hatten. Der erste sprach „wer hat auf meinem Stühlchen gesessen?" Der zweite „wer hat von meinem Tellerchen gegessen?" Der dritte „wer hat von meinem Brötchen genommen?" Der vierte „wer hat von meinem Gemüschen gegessen?" Der fünfte „wer hat mit meinem Gäbelchen gestochen?" Der sechste „wer hat mit meinem Messerchen geschnitten?" Der siebente „wer hat aus meinem Becherlein getrunken?" Dann sah sich der erste um und sah, daß auf seinem Bett eine kleine Dälle war, da sprach er „wer hat in mein Bettchen getreten?" Die andern kamen gelaufen und riefen „in meinem hat auch jemand gelegen." Der siebente aber, als er in sein Bett sah, erblickte Sneewittchen, das lag darin und schlief. Nun rief er die andern, die kamen herbeigelaufen, und schrieen vor Verwunderung, holten ihre sieben Lichtlein, und beleuchteten Sneewittchen. „Ei, seht doch her! ei, doch her!" riefen sie, „was ist das Kind so schön!" und hatten so große Freude, daß sie es nicht aufweckten, sondern im Bettlein fortschlafen ließen. Der siebente Zwerg aber schlief bei seinen Gesellen, bei jedem eine Stunde, da war die Nacht herum.

Als es Morgen war, erwachte Sneewittchen, und wie es die sieben Zwerge sah, erschrak es. Sie waren aber freundlich und fragten „wie heißt du?" — „Ich heiße Sneewittchen," antwortete es. „Wie bist du in unser Haus gekommen?" sprachen weiter die Zwerge. Da erzählte es ihnen, daß seine Stiefmutter es hätte wollen umbringen lassen, der Jäger hätte ihm aber das Leben geschenkt, und da wär es gelaufen den ganzen Tag, bis es endlich ihr Häuslein gefunden hätte. Die Zwerge sprachen „willst du unsern Haushalt versehen, kochen, betten, waschen, nähen und

stricken, und willst du alles ordentlich und reinlich halten, so kannst du bei uns bleiben, und es soll dir an nichts fehlen." — „Ja," sagte Sneewittchen, „von Herzen gern," und blieb bei ihnen. Es hielt ihnen das Haus in Ordnung. Morgens gingen sie in die Berge und suchten Erz und Gold, abends kamen sie wieder, und da mußte ihr Essen bereit sein. Den Tag über war das Mädchen allein, da warnten es die guten Zwerglein und sprachen „hüte dich vor deiner Stiefmutter, die wird bald wissen, daß du hier bist; laß ja niemand herein."

Die Königin aber, nachdem sie Sneewittchens Lunge und Leber glaubte gegessen zu haben, dachte nicht anders als sie wäre wieder die erste und allerschönste, trat vor ihren Spiegel und sprach

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die schönste im ganzen Land?"

Da antwortete der Spiegel

„Frau Königin, Ihr seid die schönste hier,
Aber Sneewittchen über den Bergen
Bei den sieben Zwergen
Ist noch tausendmal schöner als Ihr."

Da erschrak sie, denn sie wußte, daß der Spiegel keine Unwahrheit sprach, und merkte, daß der Jäger sie betrogen hatte, und Sneewittchen noch am Leben war. Und da sann und sann sie aufs neue, wie sie es umbringen wollte; denn so lange sie nicht die schönste war im ganzen Land, ließ ihr der Neid keine Ruhe. Und als sie sich endlich etwas ausgedacht hatte, färbte sie sich das Gesicht, und kleidete sich wie eine alte Krämerin, und war ganz unkenntlich. In dieser Gestalt ging sie über die sieben Berge zu den sieben Zwergen, klopfte an die Türe, und rief „schöne Ware feil! feil!" Sneewittchen guckte zum Fenster heraus und rief „guten Tag, liebe Frau, was habt Ihr zu verkaufen?" — „Gute Ware, schöne Ware," antwortete sie, „Schnürriemen von allen Farben," und holte einen hervor, der aus bunter Seide geflochten war. „Die ehrliche Frau kann ich herein lassen," dachte Sneewittchen,

riegelte die Türe auf und kaufte sich den hübschen Schnürriemen. „Kind," sprach die Alte, „wie du aussiehst! komm, ich will dich einmal ordentlich schnüren." Sneewittchen hatte kein Arg, stellte sich vor sie, und ließ sich mit dem neuen Schnürriemen schnüren: aber die Alte schnürte geschwind und schnürte so fest, daß dem Sneewittchen der Atem verging, und es für tot hinfiel. „Nun bist du die schönste gewesen," sprach sie, und eilte hinaus.

Nicht lange darauf, zur Abendzeit, kamen die sieben Zwerge nach Haus, aber wie erschraken sie, als sie ihr liebes Sneewittchen auf der Erde liegen sahen; und es regte und bewegte sich nicht, als wäre es tot. Sie hoben es in die Höhe, und weil sie sahen, daß es zu fest geschnürt war, schnitten sie den Schnürriemen entzwei: da fing es an ein wenig zu atmen, und ward nach und nach wieder lebendig. Als die Zwerge hörten, was geschehen war, sprachen sie, „die alte Krämerfrau war niemand als die gottlose Königin: hüte dich und laß keinen Menschen herein, wenn wir nicht bei dir sind."

Das böse Weib aber, als es nach Haus gekommen war, ging vor den Spiegel und fragte

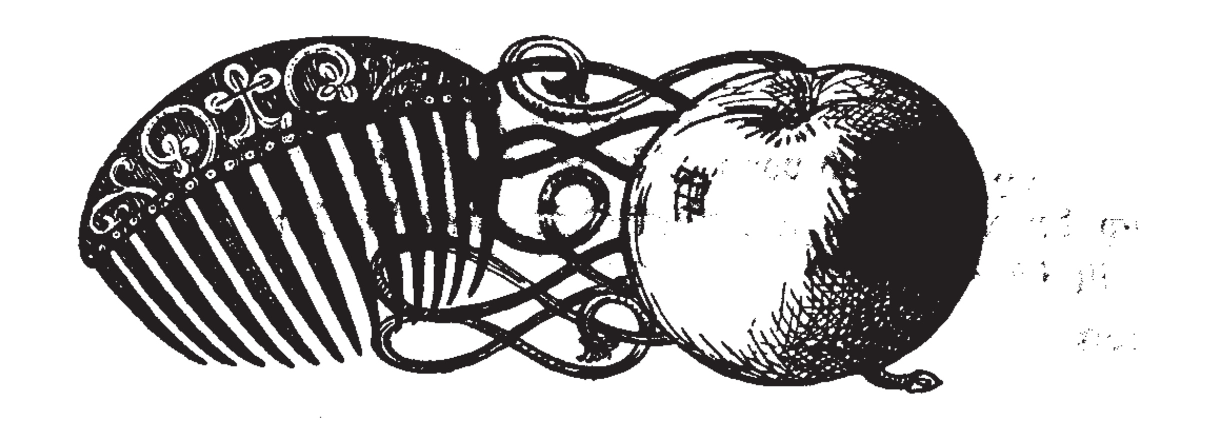
„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die schönste im ganzen Land?"

Da antwortete er wie sonst

„Frau Königin, Ihr seid die schönste hier,
Aber Sneewittchen über den Bergen
Bei den sieben Zwergen
Ist noch tausendmal schöner als Ihr."

Als sie das hörte, lief ihr alles Blut zum Herzen, so erschrak sie, denn sie sah wohl, daß Sneewittchen wieder lebendig geworden war. „Nun aber," sprach sie, „will ich etwas aussinnen, das dich zu Grunde richten soll," und mit Zauberkünsten, die sie verstand, machte sie einen giftigen Kamm. Dann verkleidete sie sich und nahm die Gestalt eines andern alten Weibes an. So ging sie hin über die sieben Berge zu den sieben Zwergen, klopfte an die Türe, und rief „gute Ware feil! feil!" Sneewittchen schaute heraus und sprach „geht nur weiter, ich darf niemand hereinlassen." — „Das

Ansehen wird dir doch erlaubt sein“ sprach die Alte, zog den giftigen Kamm heraus und hielt ihn in die Höhe. Da gefiel er dem Kinde so gut, daß es sich betören ließ und die Türe öffnete. Als sie des Kaufs einig waren, sprach die Alte „nun will ich dich einmal ordentlich kämmen.“ Das arme Sneewittchen dachte an nichts, und ließ die Alte gewähren, aber kaum hatte sie den Kamm in die Haare gesteckt, als das Gift darin wirkte, und das Mädchen ohne Besinnung niederfiel. „Du Ausbund von Schönheit,“ sprach das boshafte Weib, „jetzt ist's um dich geschehen,“ und ging fort. Zum Glück aber war es bald Abend, wo die sieben Zwerglein nach Haus kamen. Als sie Sneewittchen wie tot auf der Erde liegen sahen, hatten sie gleich die Stiefmutter in Verdacht, suchten nach,



und fanden den giftigen Kamm, und kaum hatten sie ihn herausgezogen, so kam Sneewittchen wieder zu sich, und erzählte, was vorgegangen war. Da warnten sie es noch einmal, auf seiner Hut zu sein und niemand die Türe zu öffnen.

Die Königin stellte sich daheim vor den Spiegel und sprach

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die schönste im ganzen Land?“

Da antwortete er, wie vorher,

„Frau Königin, Ihr seid die schönste hier,
Aber Sneewittchen über den Bergen
Bei den sieben Zwergen
Ist doch noch tausendmal schöner als Ihr.“

Als sie den Spiegel so reden hörte, zitterte und bebte sie vor Zorn. „Sneewittchen soll sterben," rief sie, „und wenn es mein eignes Leben kostet."

Darauf ging sie in eine ganz verborgene einsame Kammer, wo niemand hinkam, und machte da einen giftigen, giftigen Apfel. Aeußerlich sah er schön aus, weiß mit roten Backen, daß jeder, der ihn erblickte, Lust danach bekam, aber wer ein Stückchen davon aß, der mußte sterben. Als der Apfel fertig war, färbte sie sich das Gesicht, und verkleidete sich in eine Bauersfrau, und so ging sie über die sieben Berge zu den sieben Zwergen. Sie klopfte an, Sneewittchen streckte den Kopf zum Fenster heraus, und sprach „ich darf keinen Menschen einlassen, die sieben Zwerge haben mir's verboten." — „Mir auch recht," antwortete die Bäurin, „meine Aepfel will ich schon los werden. Da, einen will ich dir schenken." — „Nein," sprach Sneewittchen, „ich darf nichts annehmen." — „Fürchtest du dich vor Gift?" sprach die Alte, „siehst du, da schneide ich den Apfel in zwei Teile; den roten Backen iß du, den weißen will ich essen." Der Apfel war aber so künstlich gemacht, daß der rote Backen allein vergiftet war. Sneewittchen lusterte den schönen Apfel an, und als es sah, daß die Bäurin davon aß, so konnte es nicht länger widerstehen, streckte die Hand hinaus und nahm die giftige Hälfte. Kaum aber hatte es einen Bissen davon im Mund, so fiel es tot zur Erde nieder. Da betrachtete es die Königin mit grausigen Blicken und lachte überlaut, und sprach „weiß wie Schnee, rot wie Blut! diesmal können dich die Zwerge nicht wieder erwecken."

Und als sie daheim den Spiegel befragte,

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die schönste im ganzen Land?"

so antwortete er endlich

„Frau Königin, Ihr seid die schönste im Land."

Da hatte ihr neidisches Herz Ruhe, so gut ein neidisches Herz Ruhe haben kann.

Die Zwerglein, wie sie abends nach Haus kamen, fanden Sneewittchen auf der Erde liegen, und es ging kein Atem mehr aus seinem Munde, und es war tot. Sie hoben es auf, suchten, ob sie was Giftiges fänden, schnürten es auf, kämmten ihm die Haare, wuschen es mit Wasser und Wein, aber es half alles nichts; das liebe Kind war tot und blieb tot. Sie legten es auf eine Bahre und setzten sich alle siebene daran und beweinten es, und weinten drei Tage lang. Da wollten sie es begraben, aber es sah noch so frisch aus wie ein lebender Mensch, und hatte noch seine schönen roten Backen. Sie sprachen „das können wir nicht in die schwarze Erde versenken," und ließen einen durchsichtigen Sarg von Glas machen, daß man es von allen Seiten sehen konnte, legten es hinein, und schrieben mit goldenen Buchstaben seinen Namen darauf, und daß es eine Königstochter wäre. Dann setzten sie den Sarg hinaus auf den Berg, und einer von ihnen blieb immer dabei, und bewachte ihn. Und die Tiere kamen auch und beweinten Sneewittchen, erst eine Eule, dann ein Rabe, zuletzt ein Täubchen.

Nun lag Sneewittchen lange lange Zeit in dem Sarg und verweste nicht, sondern sah aus als wenn es schliefe, denn es war noch so weiß als Schnee und so rot als Blut. Es geschah aber, daß ein Königssohn in den Wald geriet und zu dem Zwergenhaus kam, da zu übernachten. Er sah auf dem Berg den Sarg, und das schöne Sneewittchen darin, und las, was mit goldenen Buchstaben darauf geschrieben war. Da sprach er zu den Zwergen „laßt mir den Sarg, ich will euch geben, was ihr dafür haben wollt." Aber die Zwerge antworteten „wir geben ihn nicht um alles Gold in der Welt." Da sprach er „so schenkt mir ihn, denn ich kann nicht leben, ohne Sneewittchen zu sehen, ich will es ehren und hochachten wie mein Liebstes." Wie er so sprach, empfanden die guten Zwerglein Mitleiden mit ihm und gaben ihm den Sarg. Der Königssohn ließ ihn nun von seinen Dienern auf den Schultern forttragen. Da geschah es, daß sie über einen Strauch stolperten, und von dem Schüttern fuhr der giftige Apfelgrütz, den Sneewittchen abgebissen hatte, aus dem Hals. Und nicht lange, so öffnete es die Augen,

hob den Deckel vom Sarg in die Höhe, und richtete sich auf, und „Ach sagt, wo bin ich?“ rief es. Der Königssohn sagte voll Freude „du bist bei mir,“ und erzählte, was sich zugetragen hatte und sprach „ich habe dich lieber als alles auf der Welt; komm mit mir in meines Vaters Schloß, du sollst meine Gemahlin werden.“ Da war ihm Sneewittchen gut und ging mit ihm, und ihre Hochzeit ward mit großer Pracht und Herrlichkeit angeordnet.

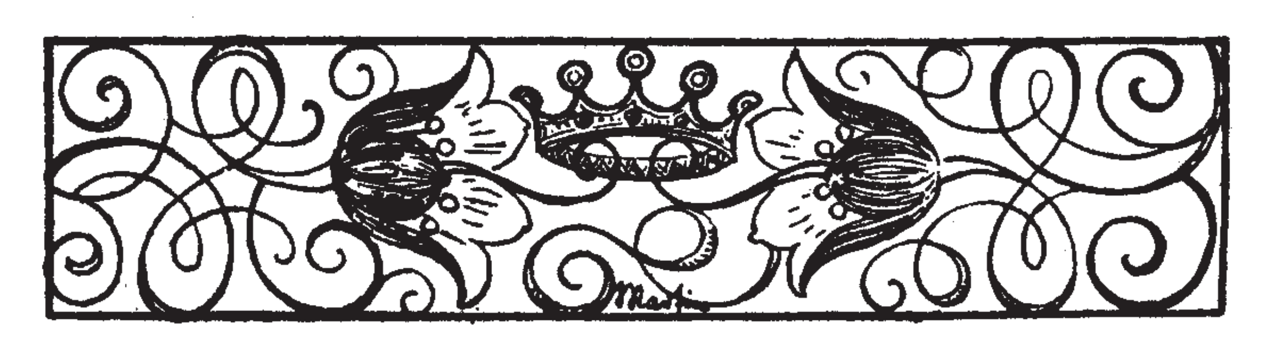
Zu dem Fest wurde aber auch Sneewittchens gottlose Stiefmutter eingeladen. Wie sie sich nun mit schönen Kleidern angetan hatte, trat sie vor den Spiegel und sprach

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die schönste im ganzen Land?“

Der Spiegel antwortete

„Frau Königin, Ihr seid die schönste hier,
Aber die junge Königin ist tausendmal schöner als Ihr.“

Da stieß das böse Weib einen Fluch aus, und ward ihr so angst, so angst, daß sie sich nicht zu lassen wußte. Sie wollte zuerst gar nicht auf die Hochzeit kommen: doch ließ es ihr keine Ruhe, sie mußte fort und die junge Königin sehen. Und wie sie hineintrat, erkannte sie Sneewittchen, und vor Angst und Schrecken stand sie da und konnte sich nicht regen. Aber es waren schon eiserne Pantoffeln über Kohlenfeuer gestellt und wurden mit Zangen hereingetragen und vor sie hingestellt. Da mußte sie in die rotglühenden Schuhe treten und so lange tanzen, bis sie tot zur Erde fiel.







Es war einmal eine kleine süße Dirne, die hatte jedermann lieb, der sie nur ansah, am allerliebsten aber ihre Großmutter, die wußte gar nicht, was sie alles dem Kinde geben sollte. Einmal schenkte sie ihm ein Käppchen von rotem Sammet, und weil ihm das so wohl stand, und es nichts anders mehr tragen wollte, hieß es nur das Rotkäppchen. Eines Tages sprach seine Mutter zu ihm: „komm, Rotkäppchen, da hast du ein Stück Kuchen und eine Flasche Wein, bring das der Großmutter hinaus; sie ist krank und schwach

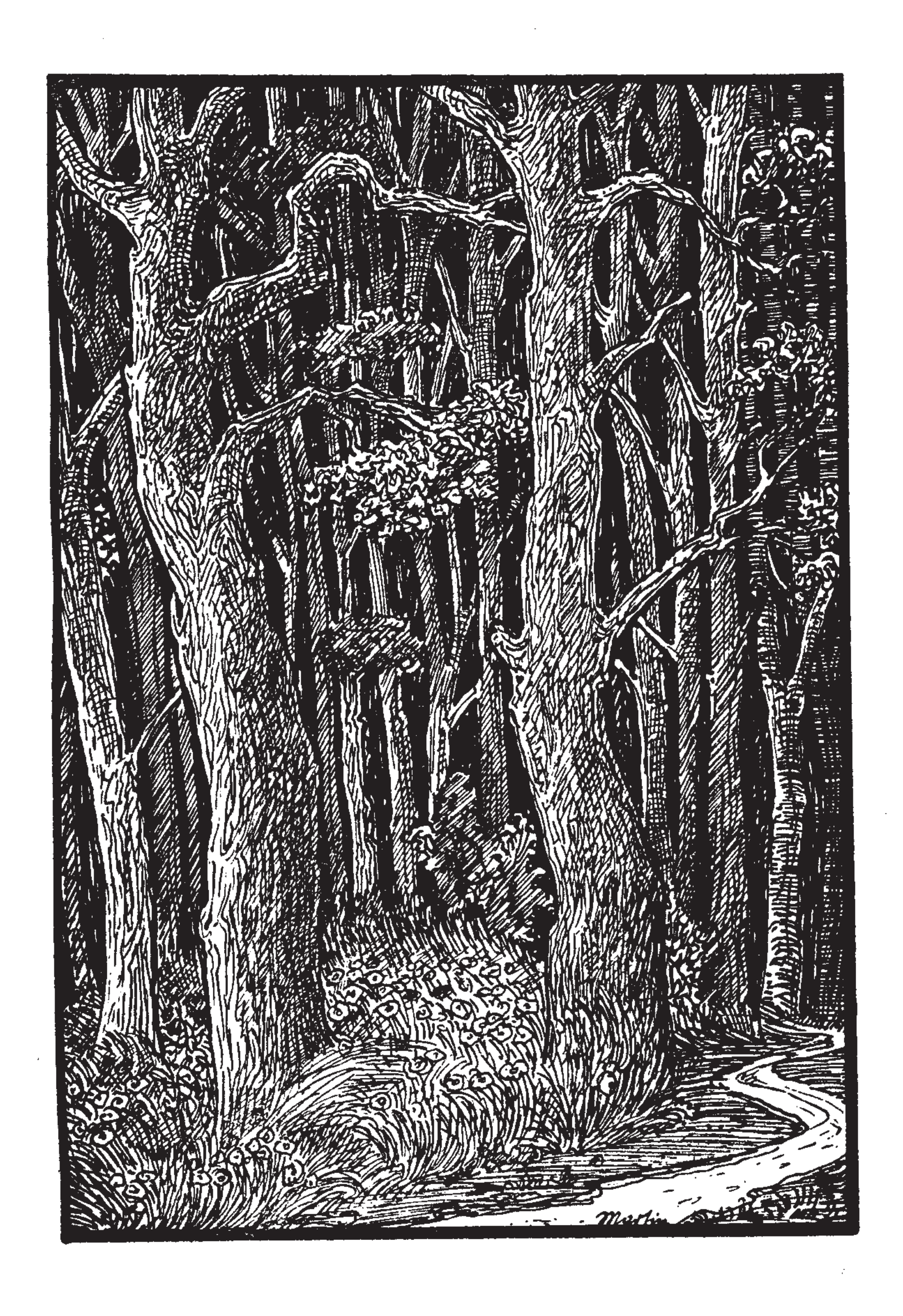


und wird sich daran laben. Mach dich auf, bevor es heiß wird, und wenn du hinaus kommst, so geh hübsch sittsam und lauf nicht vom Weg ab, sonst fällst du und zerbrichst das Glas und die Großmutter hat nichts. Und wenn du in ihre Stube kommst, so vergiß nicht guten Morgen zu sagen, und guck nicht erst in allen Ecken herum."

„Ich will schon alles gut machen," sagte Rotkäppchen zur Mutter, und gab ihr die Hand darauf. Die Großmutter aber wohnte draußen im Wald, eine halbe Stunde vom Dorf. Wie nun Rotkäppchen in den Wald kam, begegnete ihm der Wolf. Rotkäppchen aber wußte nicht, was das für ein böses Tier war, und fürchtete sich nicht vor ihm. „Guten Tag, Rotkäppchen," sprach er. „Schönen Dank, Wolf." — „Wo hinaus so früh, Rotkäppchen?" — „Was trägst du unter der Schürze?" — „Kuchen und Wein: gestern haben wir gebacken, da soll sich die kranke und schwache Großmutter etwas zu gut tun, und sich damit stärken." — „Rot-



käppchen, wo wohnt deine Großmutter?" — „Noch eine gute Viertelstunde weiter im Wald, unter den drei großen Eichbäumen, da steht ihr Haus, unten sind die Nußhecken, das wirst du ja wissen," sagte Rotkäppchen. Der Wolf dachte bei sich: „das junge zarte Ding, das ist ein fetter Bissen, der wird noch besser schmecken als die Alte: du mußt es listig anfangen, damit du beide erschnappst." Da ging er ein Weilchen neben Rotkäppchen her, dann sprach er: „Rotkäppchen, sieh einmal die schönen Blumen, die rings umher stehen, warum guckst du dich nicht um? ich glaube, du hörst gar nicht, wie die Vöglein so lieblich singen? du gehst ja für dich



hin, als wenn du zur Schule gingst, und ist so lustig haußen in dem Wald."

Rotkäppchen schlug die Augen auf, und als es sah, wie die Sonnenstrahlen durch die Bäume hin und her tanzten, und alles voll schöner Blumen stand, dachte es: „wenn ich der Großmutter einen frischen Strauß mitbringe, der wird ihr auch Freude machen; es ist so früh am Tag, daß ich doch zu rechter Zeit ankomme," lief vom Wege ab in den Wald hinein und suchte Blumen. Und wenn es eine gebrochen hatte, meinte es, weiter hinaus stände eine schönere, und lief danach, und geriet immer tiefer in den Wald



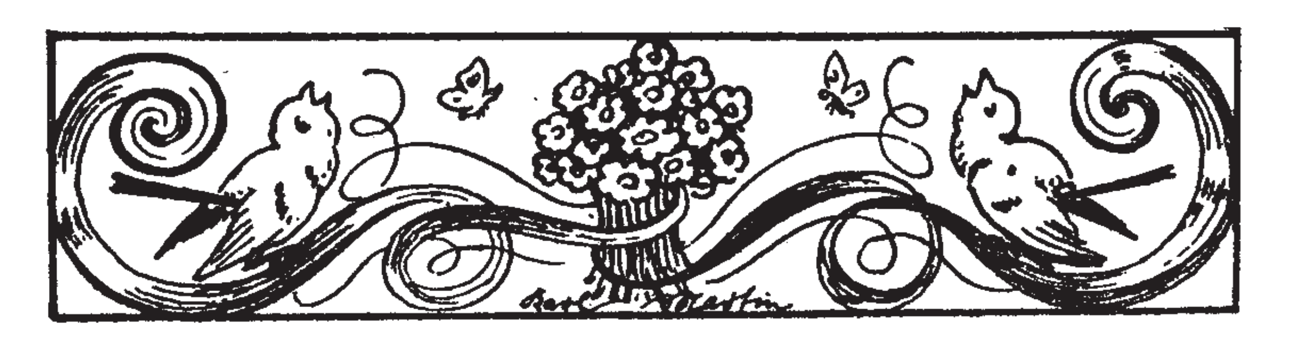
hinein. Der Wolf aber ging geradeswegs nach dem Haus der Großmutter, und klopfte an die Türe. „Wer ist draußen?" — „Rotkäppchen, das bringt Kuchen und Wein, mach auf." — „Drück nur auf die Klinke," rief die Großmutter, „ich bin zu schwach und kann nicht aufstehen." Der Wolf drückte auf die Klinke, die Türe sprang auf und er ging, ohne ein Wort zu sprechen, gerade zum Bett der Großmutter und verschluckte sie. Dann tat er ihre Kleider an, setzte ihre Haube auf, legte sich in ihr Bett und zog die Vorhänge vor.

Rotkäppchen aber war nach den Blumen herumgelaufen, und als es so viel zusammen hatte, daß es keine mehr tragen konnte,

fiel ihm die Großmutter wieder ein und es machte sich auf den Weg zu ihr. Es wunderte sich, daß die Türe aufstand, und wie es in die Stube trat, so kam es ihm so seltsam darin vor, daß es dachte: „ei, was ist das, wie ängstlich wird mir's heute zu Mut, und bist sonst so gerne bei der Großmutter!" — Es rief: „guten Morgen," bekam aber keine Antwort. Darauf ging es zum Bett und zog die Vorhänge zurück: da lag die Großmutter, und hatte die Haube tief ins Gesicht gesetzt und sah so wunderlich aus. „Ei, Großmutter, was hast du für große Ohren!" — „Daß ich dich besser hören kann." — „Ei, Großmutter, was hast du für große Augen!" — „Daß ich dich besser sehen kann." — „Ei, Großmutter, was hast du für große Hände!" — „Daß ich dich besser packen kann." — „Aber, Großmutter, was hast du für ein entsetzlich großes Maul!" — „Daß ich dich besser fressen kann." Kaum hatte der Wolf das gesagt, so tat er einen Satz aus dem Bette und verschlang das arme Rotkäppchen.

Wie der Wolf sein Gelüsten gestillt hatte, legte er sich wieder ins Bett, schlief ein und fing an überlaut zu schnarchen. Der Jäger ging eben an dem Haus vorbei und dachte: „wie die alte Frau schnarcht, du mußt doch sehen, ob ihr etwas fehlt." Da trat er in die Stube, und wie er vor das Bette kam, so sah er, daß der Wolf darin lag. „Finde ich dich hier, du alter Sünder," sagte er, „ich habe dich lange gesucht." Nun wollte er seine Büchse anlegen, da fiel ihm ein, der Wolf könnte die Großmutter gefressen haben, und sie wäre noch zu retten: schoß nicht, sondern nahm eine Schere und fing an dem schlafenden Wolf den Bauch aufzuschneiden. Wie er ein paar Schnitte getan hatte, da sah er das rote Käppchen leuchten, und noch ein paar Schnitte, da sprang das Mädchen heraus und rief: „ach, wie war ich erschrocken, wie war's so dunkel in dem Wolf seinem Leib!" Und dann kam die alte Großmutter auch noch lebendig heraus und konnte kaum atmen. Rotkäppchen aber holte geschwind große Steine, damit füllten sie dem Wolf den Leib, und wie er aufwachte, wollte er fortspringen, aber die Steine waren so schwer, daß er gleich niedersank und sich tot fiel.

Da waren alle drei vergnügt; der Jäger zog dem Wolf den Pelz ab und ging damit heim, die Großmutter aß den Kuchen und trank den Wein, den Rotkäppchen gebracht hatte, und erholte sich wieder, Rotkäppchen aber dachte: „du willst dein Lebtag nicht wieder allein vom Wege ab in den Wald laufen, wenn dir's die Mutter verboten hat.“



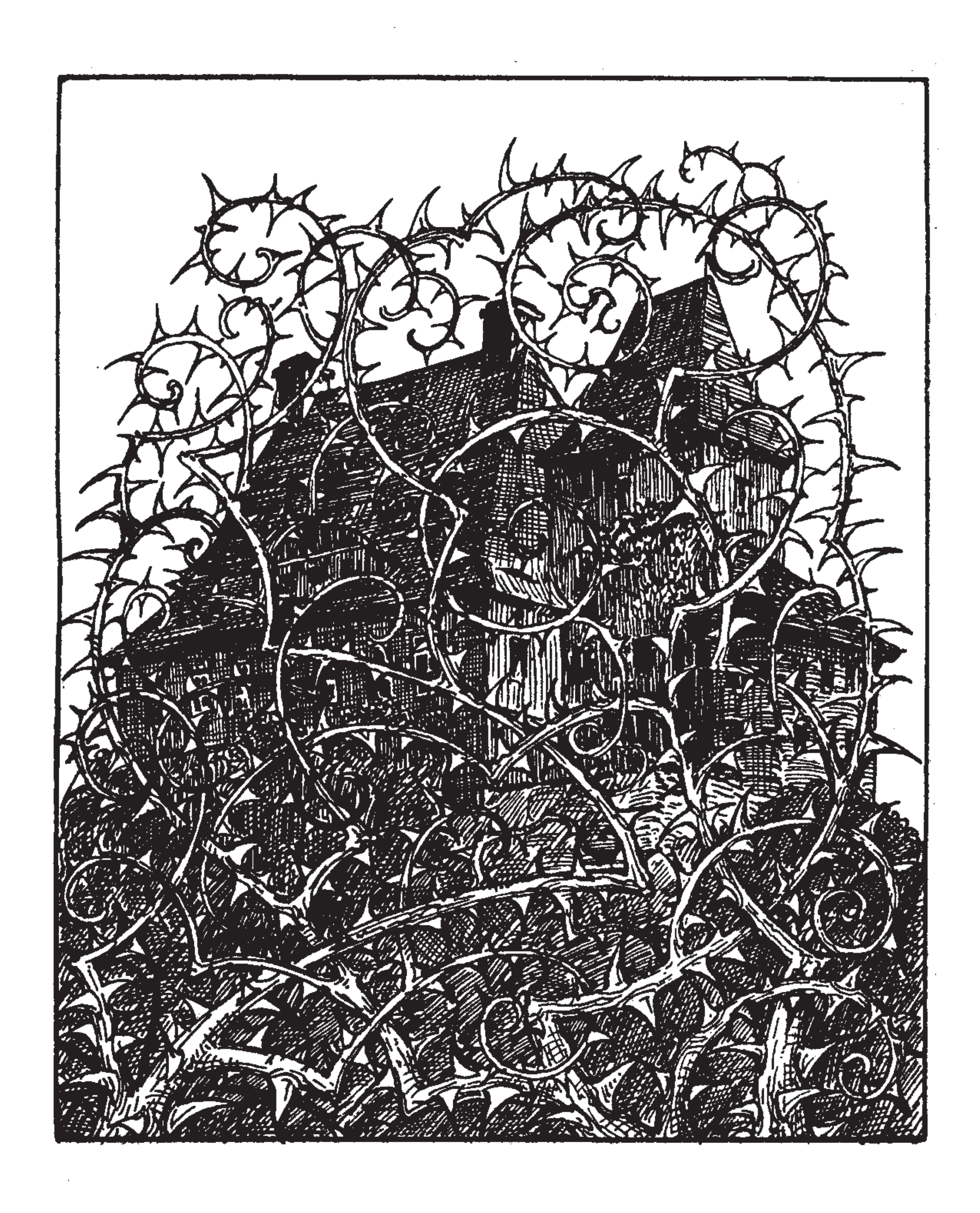


Vor Zeiten war ein König und eine Königin, die sprachen jeden Tag „ach, wenn wir doch ein Kind hätten!“ und kriegten immer keins. Da trug es sich zu, als die Königin einmal im Bade saß, daß ein Frosch aus dem Wasser ans Land kroch und zu ihr sprach, „dein Wunsch wird erfüllt werden, ehe ein Jahr vergeht, wirst du eine Tochter zur Welt bringen.“ Was der Frosch gesagt hatte, das geschah, und die Königin gebar ein Mädchen, das war so schön, daß der König vor Freude sich nicht zu lassen wußte und ein großes Fest anstellte. Er ladete nicht bloß seine Verwandten, Freunde und Bekannten, sondern auch die weisen Frauen dazu ein, damit sie dem Kind hold und gewogen wären. Es waren ihrer dreizehn in seinem Reiche, weil er aber nur zwölf goldene Teller hatte, von welchen sie essen sollten, so mußte eine von ihnen daheim bleiben. Das Fest ward mit voller Pracht gefeiert, und als es zu Ende war, beschenkten die weisen Frauen das Kind mit ihren Wundergaben: die eine mit Tugend, die andere mit Schönheit, die dritte mit Reichtum, und so mit allem, was auf der Welt zu wünschen ist. Als elfe ihre Sprüche eben getan hatten, trat plötzlich die dreizehnte herein. Sie wollte sich dafür rächen, daß sie nicht eingeladen war, und ohne jemand zu grüßen oder nur anzusehen, rief sie mit lauter Stimme „die Königstochter soll sich in ihrem fünfzehnten Jahr an einer Spindel stechen und tot hinfallen.“ Und ohne ein Wort weiter zu sprechen, kehrte sie sich um und verließ den Saal. Alle waren erschrocken, da trat die zwölfte hervor, die ihren Wunsch noch übrig hatte und weil sie den bösen Spruch nicht aufheben, sondern nur

ihn mildern konnte, so sagte sie „es soll aber kein Tod sein, sondern ein hundertjähriger tiefer Schlaf, in welchen die Königstochter fällt.“

Der König, der sein liebes Kind vor dem Unglück gern bewahren wollte, ließ den Befehl ausgehen, daß alle Spindeln im ganzen Königreiche sollten verbrannt werden. An dem Mädchen aber wurden die Gaben der weisen Frauen sämtlich erfüllt, denn es war so schön, sittsam, freundlich und verständig, daß es jedermann, der es ansah, lieb haben mußte. Es geschah, daß an dem Tage, wo es gerade fünfzehn Jahr alt ward, der König und die Königin nicht zu Haus waren, und das Mädchen ganz allein im Schloß zurückblieb. Da ging es aller Orten herum, besah Stuben und Kammern, wie es Lust hatte, und kam endlich auch an einen alten Turm. Es stieg die enge Wendeltreppe hinauf, und gelangte zu einer kleinen Türe. In dem Schloß steckte ein verrosteter Schlüssel, und als es umdrehte, sprang die Türe auf, und saß da in einem kleinen Stübchen eine alte Frau mit einer Spindel und spann emsig ihren Flachs. „Guten Tag, du altes Mütterchen,“ sprach die Königstochter, „was machst du da?“ — „Ich spinne,“ sagte die Alte und nickte mit dem Kopf. „Was ist das für ein Ding, das so lustig herumspringt?“ sprach das Mädchen, nahm die Spindel und wollte auch spinnen. Kaum hatte sie aber die Spindel angerührt, so ging der Zauberspruch in Erfüllung, und sie stach sich damit in den Finger.

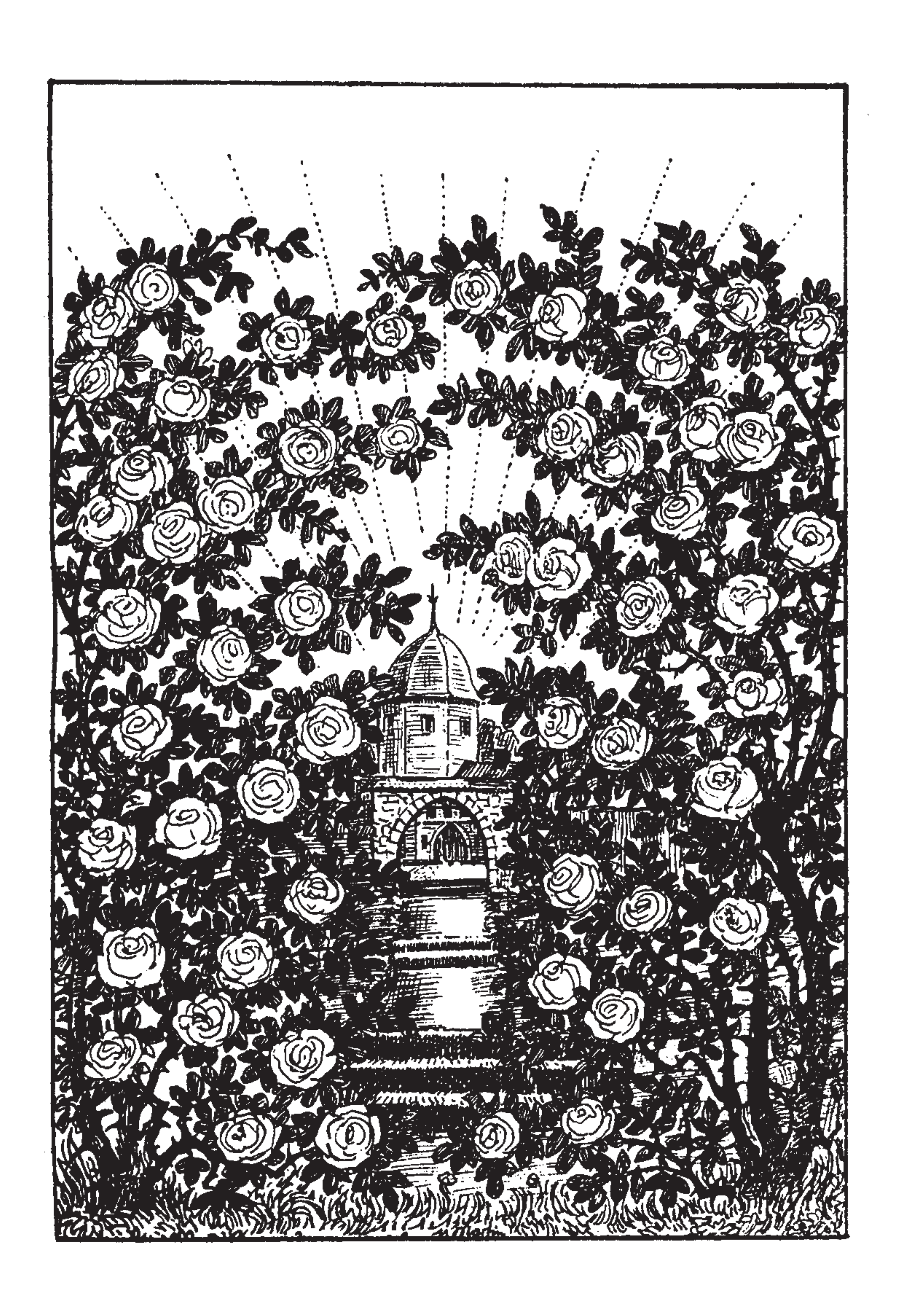
In dem Augenblick aber, wo sie den Stich empfand, fiel sie auf das Bett nieder, das da stand, und lag in einem tiefen Schlaf. Und dieser Schlaf verbreitete sich über das ganze Schloß: der König und die Königin, die eben heim gekommen waren und in den Saal getreten waren, fingen an einzuschlafen, und der ganze Hofstaat mit ihnen. Da schliefen auch die Pferde im Stall, die Hunde im Hofe, die Tauben auf dem Dache, die Fliegen an der Wand, ja, das Feuer, das auf dem Herde flackerte, ward still und schlief ein, und der Braten hörte auf zu brutzeln, und der Koch, der den Küchenjungen, weil er etwas versehen hatte, in den Haaren ziehen wollte, ließ ihn los und schlief. Und der Wind legte sich, und auf



den Bäumen vor dem Schloß regte sich kein Blättchen mehr.

Rings um das Schloß aber begann eine Dornenhecke zu wachsen, die jedes Jahr höher ward, und endlich das ganze Schloß umzog, und darüber hinaus wuchs, daß gar nichts mehr davon zu sehen war, selbst nicht mehr die Fahne auf dem Dach. Es ging aber die Sage in dem Land von dem schönen schlafenden Dornröschen, denn so ward die Königstochter genannt, also daß von Zeit zu Zeit Königssöhne kamen und durch die Hecke in das Schloß dringen wollten. Es war ihnen aber nicht möglich, denn die Dornen, als hätten sie Hände, hielten fest zusammen, und die Jünglinge blieben darin hängen, konnten sich nicht wieder los machen und starben eines jämmerlichen Todes. Nach langen langen Jahren kam wieder einmal ein Königssohn in das Land, und hörte, wie ein alter Mann von der Dornenhecke erzählte, es sollte ein Schloß dahinter stehen, in welchem eine wunderschöne Königstochter, Dornröschen genannt, schon seit hundert Jahren schliefe, und mit ihr schliefe der König und die Königin und der ganze Hofstaat. Er wußte auch von seinem Großvater, daß schon viele Königssöhne gekommen wären und versucht hätten, durch die Dornenhecke zu dringen, aber sie wären darin hängen geblieben und eines traurigen Todes gestorben. Da sprach der Jüngling „ich fürchte mich nicht, ich will hinaus und das schöne Dornröschen sehen.“ Der gute Alte mochte ihn abraten, wie er wollte, er hörte nicht auf seine Worte.

Nun waren aber gerade die hundert Jahre verflossen, und der Tag war gekommen, wo Dornröschen wieder erwachen sollte. Als der Königssohn sich der Dornenhecke näherte, waren es lauter schöne große Blumen, die taten sich von selbst auseinander und ließen ihn unbeschädigt hindurch, und hinter ihm taten sie sich wieder als eine Hecke zusammen. Im Schloßhof sah er die Pferde und scheckigen Jagdhunde liegen und schlafen, auf dem Dache saßen die Tauben und hatten das Köpfchen unter den Flügel gesteckt. Und als er ins Haus kam, schliefen die Fliegen an der Wand, der Koch in der Küche hielt noch die Hand, als wollte er den Jungen anpacken, und die Magd saß vor dem schwarzen Huhn, das sollte



gerupft werden. Da ging er weiter und sah im Saale den ganzen Hofstaat liegen und schlafen, und oben bei dem Throne lag der König und die Königin. Da ging er noch weiter, und alles war so still, daß einer seinen Atem hören konnte, und endlich kam er zu dem Turm und öffnete die Türe zu der kleinen Stube, in welcher Dornröschen schlief. Da lag es und war so schön, daß er die Augen nicht abwenden konnte, und er bückte sich und gab ihm einen Kuß. Wie er es mit dem Kuß berührt hatte, schlug Dornröschen die Augen auf, erwachte, und blickte ihn ganz freundlich an. Da gingen sie zusammen herab, und der König erwachte und die Königin, und der ganze Hofstaat, und sahen einander mit großen Augen an. Und die Pferde im Hof standen auf und rüttelten sich: die Jagdhunde sprangen und wedelten: die Tauben auf dem Dache zogen das Köpfchen unterm Flügel hervor, sahen umher und flogen ins Feld: die Fliegen an den Wänden krochen weiter: das Feuer in der Küche erhob sich, flackerte: und kochte das Essen: der Braten fing wieder an zu brutzeln: und der Koch gab dem Jungen eine Ohrfeige, daß er schrie: und die Magd rupfte das Huhn fertig. Und da wurde die Hochzeit des Königssohns mit dem Dornröschen in aller Pracht gefeiert, und sie lebten vergnügt bis an ihr Ende.





Vor einem großen Walde wohnte ein armer Holzhacker mit seiner Frau und seinen zwei Kindern; das Bübchen hieß Hänsel und das Mädchen Gretel. Er hatte wenig zu beißen und zu brechen, und einmal, als große Teuerung ins Land kam, konnte er auch das tägliche Brot nicht mehr schaffen. Wie er sich nun abends im Bette Gedanken machte und sich vor Sorgen herumwälzte, seufzte er und sprach zu seiner Frau: „was soll aus uns werden? wie können wir unsere armen Kinder ernähren, da wir für uns selbst nichts mehr haben?" — „Weißt du was, Mann," antwortete die Frau, „wir wollen morgen in aller Frühe die Kinder hinaus in den Wald führen, wo er am dicksten ist: da machen wir ihnen ein Feuer an und geben jedem noch ein Stückchen Brot, dann gehen wir an unsere Arbeit und lassen sie allein. Sie finden den Weg nicht wieder nach Hause und wir sind sie los." — „Nein, Frau," sagte der Mann, „das tue ich nicht; wie sollt ich's übers Herz bringen, meine Kinder im Walde allein zu lassen, die wilden Tiere würden bald kommen und sie zerreißen." — „O du Narr," sagte sie, „dann müssen wir alle viere Hungers sterben, du kannst nur die Bretter für die Särge hobeln," und ließ ihm keine Ruhe, bis er einwilligte. „Aber die armen Kinder dauern mich doch," sagte der Mann.

Die zwei Kinder hatten vor Hunger auch nicht einschlafen können und hatten gehört, was die Stiefmutter zum Vater gesagt hatte. Gretel weinte bittere Tränen und sprach zu Hänsel: „nun ist's um uns geschehen." — „Still, Gretel," sprach Hänsel, „gräme dich nicht, ich will uns schon helfen." Und als die Alten eingeschlafen waren, stand er auf, zog sein Röcklein an, machte die

Untertüre auf und schlich sich hinaus. Da schien der Mond ganz helle, und die weißen Kieselsteine, die vor dem Hause lagen, glänzten wie lauter Batzen. Hänsel bückte sich und steckte so viel in sein Rocktäschlein, als nur hinein wollten. Dann ging er wieder zurück, sprach zu Gretel: „sei getrost, liebes Schwesterchen und schlaf nur ruhig ein, ich werde dich nicht verlassen," und legte sich wieder in sein Bett.

Als der Tag anbrach, noch ehe die Sonne aufgegangen war, kam schon die Frau und weckte die beiden Kinder, „steht auf, ihr Faulenzer, wir wollen in den Wald gehen und Holz holen." Dann gab sie jedem ein Stückchen Brot und sprach: „da habt ihr etwas für den Mittag, aber eßt's nicht vorher auf, weiter kriegt ihr nichts." Gretel nahm das Brot unter die Schürze, weil Hänsel die Steine in der Tasche hatte. Danach machten sie sich alle zusammen auf den Weg nach dem Wald. Als sie ein Weilchen gegangen waren, stand Hänsel still und guckte nach dem Haus zurück und tat das wieder und immer wieder. Der Vater sprach: „Hänsel, was guckst du da und bleibst zurück, hab acht und vergiß deine Beine nicht." — „Ach, Vater," sagte Hänsel, „ich sehe nach meinem weißen Kätzchen, das sitzt oben auf dem Dach und will mir Ade sagen." Die Frau sprach: „Narr, das ist dein Kätzchen nicht, das ist die Morgensonne, die auf den Schornstein scheint." Hänsel aber hatte nicht nach dem Kätzchen gesehen, sondern immer einen von den blanken Kieselsteinen aus seiner Tasche auf den Weg geworfen.

Als sie mitten in den Wald gekommen waren, sprach der Vater: „nun sammelt Holz, ihr Kinder, ich will ein Feuer anmachen, damit ihr nicht friert. Hänsel und Gretel trugen Reisig zusammen, einen kleinen Berg hoch. Das Reisig ward angezündet, und als die Flamme recht hoch brannte, sagte die Frau: „nun legt euch ans Feuer, ihr Kinder, und ruht euch aus, wir gehen in den Wald und hauen Holz. Wenn wir fertig sind, kommen wir wieder und holen euch ab."

Hänsel und Gretel saßen am Feuer, und als der Mittag kam,



aß jedes sein Stücklein Brot. Und weil sie die Schläge der Holzaxt hörten, so glaubten sie, ihr Vater wäre in der Nähe. Es war aber nicht die Holzaxt, es war ein Ast, den er an einen dürren Baum gebunden hatte, und den der Wind hin und her schlug. Und als sie so lange gesessen hatten, fielen ihnen die Augen vor Müdigkeit zu, und sie schliefen fest ein. Als sie endlich erwachten, war es schon finstere Nacht. Gretel fing an zu weinen und sprach: „wie sollen wir nun aus dem Wald kommen!" Hänsel aber tröstete sie, „wart nur ein Weilchen, bis der Mond aufgegangen ist, dann wollen wir den Weg schon finden." Und als der volle Mond aufgestiegen war, so nahm Hänsel sein Schwesterchen an der Hand und ging den Kieselsteinen nach, die schimmerten wie neu geschlagene Batzen und zeigten ihnen den Weg. Sie gingen die ganze Nacht hindurch und kamen bei anbrechendem Tag wieder zu ihres Vaters Haus. Sie klopften an die Tür, und als die Frau aufmachte und sah, daß es Hänsel und Gretel war, sprach sie: „ihr bösen Kinder, was habt ihr so lange im Walde geschlafen, wir haben geglaubt, ihr wollet gar nicht wiederkommen." Der Vater aber freute sich, denn es war ihm zu Herzen gegangen, daß er sie so allein zurückgelassen hatte.

Nicht lange danach war wieder Not in allen Ecken, und die Kinder hörten, wie die Mutter nachts im Bette zu dem Vater sprach: „alles ist wieder aufgezehrt, wir haben noch einen halben Laib Brot, hernach hat das Lied ein Ende. Die Kinder müssen fort, wir wollen sie tiefer in den Wald hineinführen, damit sie den Weg nicht wieder heraus finden; es ist sonst keine Rettung für uns." Dem Mann fiel's schwer aufs Herz und er dachte: „es wäre besser, daß du den letzten Bissen mit deinen Kindern teiltest." Aber die Frau hörte auf nichts, was er sagte, schalt ihn und machte ihm Vorwürfe. Wer A sagt muß auch B sagen, und weil er das erste Mal nachgegeben hatte, so mußte er es auch zum zweiten Mal.

Die Kinder waren aber noch wach gewesen und hatten das Gespräch mit angehört. Als die Alten schliefen, stand Hänsel wieder auf, wollte hinaus und Kieselsteine auflesen, wie das vorige Mal,

aber die Frau hatte die Tür verschlossen, und Hänsel konnte nicht heraus. Aber er tröstete sein Schwesterchen und sprach: „weine nicht, Gretel, und schlaf nur ruhig, ich werde uns schon helfen."

Am frühen Morgen kam die Frau und holte die Kinder aus dem Bette. Sie erhielten ihr Stückchen Brot, das war aber noch kleiner als das vorige Mal. Auf dem Wege nach dem Wald bröckelte es Hänsel in der Tasche, stand oft still und warf ein Bröcklein auf die Erde. „Hänsel, was stehst du und guckst dich um," sagte der Vater, „geh deiner Wege." — „Ich sehe nach meinem Täubchen, das sitzt auf dem Dache und will mir Ade sagen," antwortete Hänsel. „Narr," sagte die Frau, „das ist dein Täubchen nicht, das ist die Morgensonne, die auf den Schornstein oben scheint." Hänsel aber warf nach und nach alle Bröcklein auf den Weg.



Die Frau führte die Kinder noch tiefer in den Wald, wo sie ihr Lebtag noch nicht gewesen waren. Da ward wieder ein großes Feuer angemacht, und die Mutter sagte: „bleibt nur da sitzen, ihr Kinder, und wenn ihr müde seid, könnt ihr ein wenig schlafen: wir gehen in den Wald und hauen Holz, und abends, wenn wir fertig sind, kommen wir und holen euch ab." Als es Mittag war, teilte Gretel ihr Brot mit Hänsel, der sein Stück auf den Weg gestreut hatte. Dann schliefen sie ein, und der Abend verging, aber niemand kam zu den armen Kindern. Sie erwachten erst in der finstern Nacht, und Hänsel tröstete sein Schwesterchen und sagte, „wart nur, Gretel, bis der Mond aufgeht, dann werden wir die

Brotbröcklein sehen, die ich ausgestreut habe, die zeigen uns den Weg nach Haus." Als der Mond kam, machten sie sich auf, aber sie fanden kein Bröcklein mehr, denn die viel tausend Vögel, die im Walde und im Felde umherfliegen, die hatten sie weggepickt. Hänsel sagte zu Gretel: „wir werden den Weg schon finden," aber sie fanden ihn nicht. Sie gingen die ganze Nacht und noch einen Tag von Morgen bis Abend, aber sie kamen aus dem Wald nicht heraus, und waren so hungrig, denn sie hatten nichts als die paar Beeren, die auf der Erde standen. Und weil sie so müde waren, daß die Beine sie nicht mehr tragen wollten, so legten sie sich unter einen Baum und schliefen ein.

Nun war's schon der dritte Morgen, daß sie ihres Vaters Haus verlassen hatten. Sie fingen wieder an zu gehen, aber sie gerieten immer tiefer in den Wald und wenn nicht bald Hilfe kam, so mußten sie verschmachten. Als es Mittag war, sahen sie ein schönes schneeweißes Vöglein auf einem Ast sitzen, das sang so schön, daß sie stehen blieben und ihm zuhörten. Und als es fertig war, schwang es seine Flügel und flog vor ihnen her, und sie gingen ihm nach, bis sie zu einem Häuschen gelangten, auf dessen Dach es sich setzte, und als sie ganz nah herankamen, so sahen sie, daß das Häuslein aus Brot gebaut war, und mit Kuchen gedeckt; aber die Fenster waren von hellem Zucker. „Da wollen wir uns dran machen," sprach Hänsel, „und eine gesegnete Mahlzeit halten. Ich will ein Stück vom Dach essen, Gretel, du kannst vom Fenster essen, das schmeckt süß." Hänsel reichte in die Höhe und brach sich ein wenig vom Dach ab, um zu versuchen, wie es schmeckte, und Gretel stellte sich an die Scheiben und knuperte daran. Da rief eine feine Stimme aus der Stube heraus:

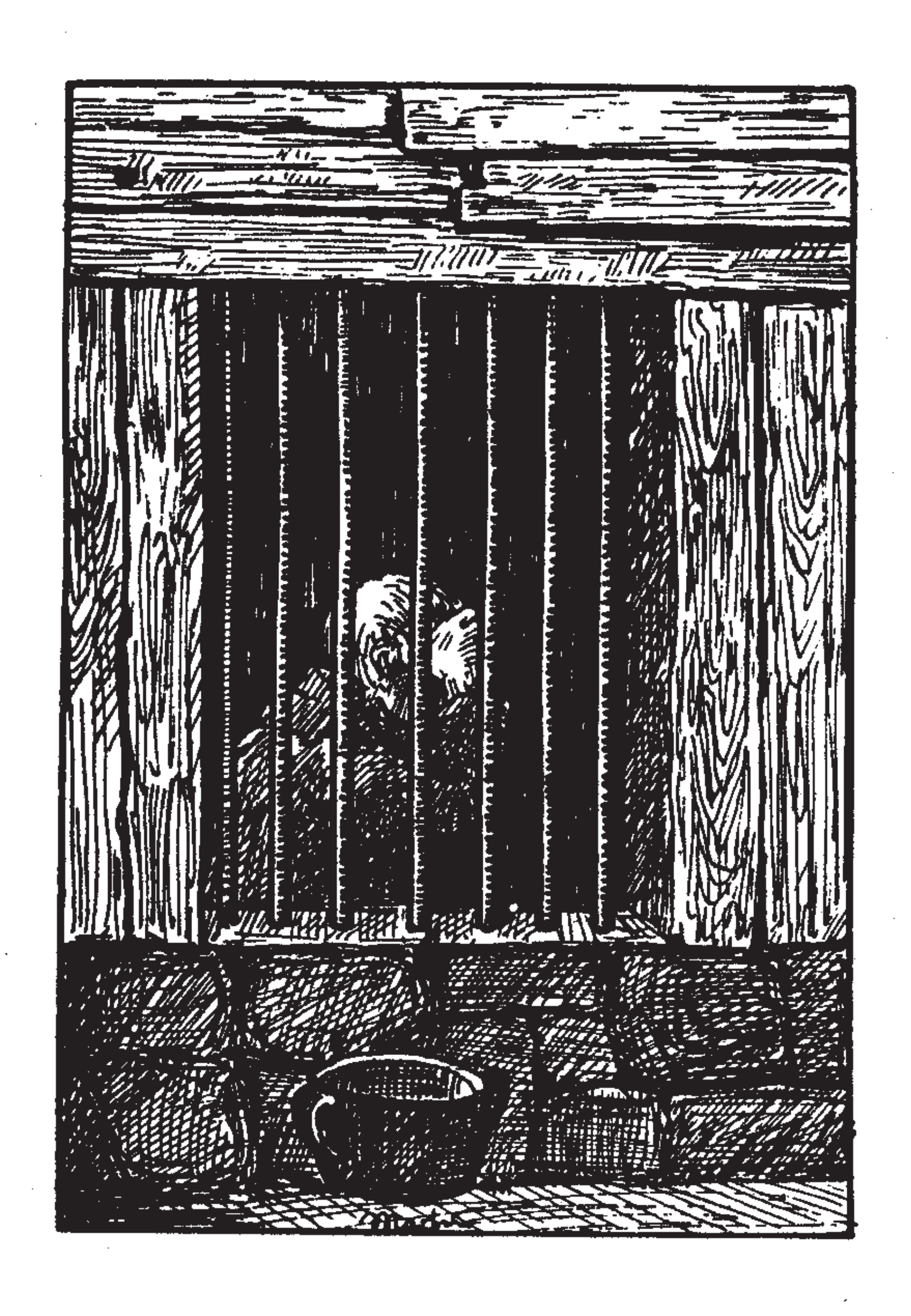
„Knuper, knuper, kneischen,
Wer knupert an meinem Häuschen?"

die Kinder antworteten:

„Der Wind, der Wind,
Das himmlische Kind,"

und aßen weiter, ohne sich irre machen zu lassen. Hänsel, dem

das Dach sehr gut schmeckte, riß sich ein großes Stück davon herunter, und Gretel stieß eine ganze runde Fensterscheibe heraus, setzte sich nieder, und tat sich wohl damit. Da ging auf einmal die Türe auf, und eine steinalte Frau, die sich auf eine Krücke stützte, kam herausgeschlichen. Hänsel und Gretel erschraken so gewaltig, daß sie fallen ließen, was sie in den Händen hielten. Die Alte aber wackelte mit dem Kopfe und sprach: „ei, ihr lieben Kinder, wer hat euch hierher gebracht? kommt nur herein und bleibt bei mir, es geschieht euch kein Leid.“ Sie faßte beide an der Hand und führte sie in ihr Häuschen. Da ward gutes Essen



aufgetragen, Milch und Pfannekuchen mit Zucker, Aepfel und Nüsse. Hernach wurden zwei schöne Bettlein weiß gedeckt, und Hänsel und Gretel legten sich hinein und meinten, sie wären im Himmel.

Die Alte hatte sich nur so freundlich angestellt, sie war aber eine böse Zauberin, die den Kindern auflauerte, und hatte das Brothäuslein bloß gebaut, um sie herbeizulocken. Wenn eins in ihre Gewalt kam, so machte sie es tot, kochte es und aß es, und das war ihr ein Festtag. Die Zauberinnen habe rote Augen und können nicht weit sehen, aber sie haben eine feine Witterung, wie die Tiere, und merken's, wenn Menschen herankommen. Als Hänsel und Gretel in ihre Nähe kamen, da lachte sie boshaft und sprach höhnisch: „die habe ich, die sollen mir nicht wieder entwischen." Früh morgens, ehe die Kinder erwacht waren, stand sie schon auf, und als sie beide so lieblich ruhen sah, mit den vollen roten Backen, so murmelte sie vor sich hin: „das wird ein guter Bissen werden." Da packte sie Hänsel mit ihrer dürren Hand und trug ihn in einen kleinen Stall und sperrte ihn mit einer Gittertüre ein: er mochte schreien, wie er wollte, es half ihm nichts. Dann ging sie zu Gretel, rüttelte sie wach und rief: „steh auf, Faulenzerin, trag Wasser und koch deinem Bruder etwas Gutes, der sitzt draußen im Stall und soll fett werden. Wenn er fett ist, so will ich ihn essen." Gretel fing an, bitterlich zu weinen, aber es war alles vergeblich, sie mußte tun, was die böse Frau verlangte.

Nun ward dem armen Hänsel das beste Essen gekocht, aber Gretel bekam nichts als Krebsschalen. Jeden Morgen schlich die Alte zu dem Ställchen und rief: „Hänsel, streck deine Finger heraus, damit ich fühle, ob du bald fett bist." Hänsel streckte ihr aber ein Knöchlein heraus, und die Alte, die trübe Augen hatte, konnte es nicht sehen, und meinte, es wären Hänsels Finger, und verwunderte sich, daß er gar nicht fett werden wollte. Als vier Wochen herum waren und Hänsel immer mager blieb, da übernahm sie die Ungeduld, und sie wollte nicht länger warten. „Heda, Gretel," rief sie dem Mädchen zu, „sei flink und trag Wasser:

Hänsel mag fett oder mager sein, morgen will ich ihn schlachten und kochen." Ach, wie jammerte das arme Schwesterchen, als es das Wasser tragen mußte, und wie flossen ihm die Tränen über die Backen herunter! „Hilft uns denn niemand?" rief sie aus, „hätten uns nur die wilden Tiere im Wald gefressen, so wären



wir doch zusammen gestorben." — „Spar nur dein Geblärre," sagte die Alte, „es hilft dir alles nichts."

Frühmorgens mußte Gretel heraus, den Kessel mit Wasser aufhängen und Feuer anzünden. „Erst wollen wir backen," sagte die Alte, „ich habe den Backofen schon eingeheizt und den Teig geknetet." Sie stieß das arme Gretel hinaus zu dem Backofen, aus dem die Feuerflammen schon herausschlugen. „Kriech hinein," sagte

die Alte, „und sieh zu, ob recht eingeheizt ist, damit wir das Brot hineinschießen können." Und wenn Gretel darin war, wollte sie den Ofen zumachen, und Gretel sollte darin braten, und dann wollte sie's auch aufessen. Aber Gretel merkte, was sie im Sinn hatte und sprach: „ich weiß nicht, wie ich's machen soll; wie komm ich da hinein?" — „Dumme Gans," sagte die Alte, „die Oeffnung ist groß genug, siehst du wohl, ich könnte selbst hinein," krappelte heran und steckte den Kopf in den Backofen. Da gab ihr Gretel einen Stoß, daß sie weit hineinfuhr, machte die eiserne Tür zu und schob den Riegel vor. Hu! da fing sie an zu heulen, ganz grauselig; aber Gretel lief fort, und die gottlose Zauberin mußte elendiglich verbrennen.

Gretel aber lief schnurstracks zum Hänsel, öffnete sein Ställchen und rief: „Hänsel, wir sind erlöst, die alte Menschenfresserin ist tot." Da sprang Hänsel heraus, wie ein Vogel aus dem Käfig, wenn ihm die Türe aufgemacht wird. Wie haben sie sich gefreut, sind sich um den Hals gefallen, sind herumgesprungen und haben sich geküßt! Und weil sie sich nicht mehr zu fürchten brauchten, so gingen sie in das Haus der Zauberin hinein, da standen in allen Ecken Kasten mit Perlen und Edelsteinen. „Die sind noch besser als Kieselsteine," sagte Hänsel und steckte in seine Taschen, was hinein wollte, und Gretel sagte: „ich will auch etwas mit nach Haus bringen" und füllte sich sein Schürzchen voll. — „Aber jetzt wollen wir fort," sagte Hänsel, „damit wir aus dem Zauberwald herauskommen." Als sie aber ein paar Stunden gegangen waren, gelangten sie an ein großes Wasser. „Wir können nicht hinüber," sprach Hänsel, „ich seh keinen Steg und keine Brücke." — „Hier fährt auch kein Schiffchen," antwortete Gretel, „aber da schwimmt eine weiße Ente, wenn ich die bitte, so hilft sie uns hinüber." Da rief sie:

„Entchen, Entchen,
Da steht Gretel und Hänsel.
Kein Steg und keine Brücke,
Nimm uns auf deinen weißen Rücken."

Das Entchen kam auch heran, und Hänsel setzte sich auf und bat sein Schwesterchen, sich zu ihm zu setzen. „Nein," antwortete Gretel, „es wird dem Entchen zu schwer, es soll uns nacheinander hinüber bringen." Das tat das gute Tierchen, und als sie glücklich drüben waren und ein Weilchen fortgingen, da kam ihnen der Wald immer bekannter und immer bekannter vor, und endlich erblickten sie von weitem ihres Vaters Haus. Da fingen sie an zu laufen, stürzten in die Stube hinein und fielen ihrem Vater um den Hals. Der Mann hatte keine frohe Stunde gehabt, seitdem er die Kinder im Walde gelassen hatte, die Frau aber war gestorben. Gretel schüttelte sein Schürzchen aus, daß die Perlen und Edelsteine in der Stube herumsprangen, und Hänsel warf eine Handvoll nach der andern aus seiner Tasche dazu. Da hatten alle Sorgen ein Ende, und sie lebten in lauter Freude zusammen.

Mein Märchen ist aus,
dort lauft eine Maus,
wer sie fängt,
darf sich eine große große Pelzkappe daraus machen.







Die sieben Geißlein

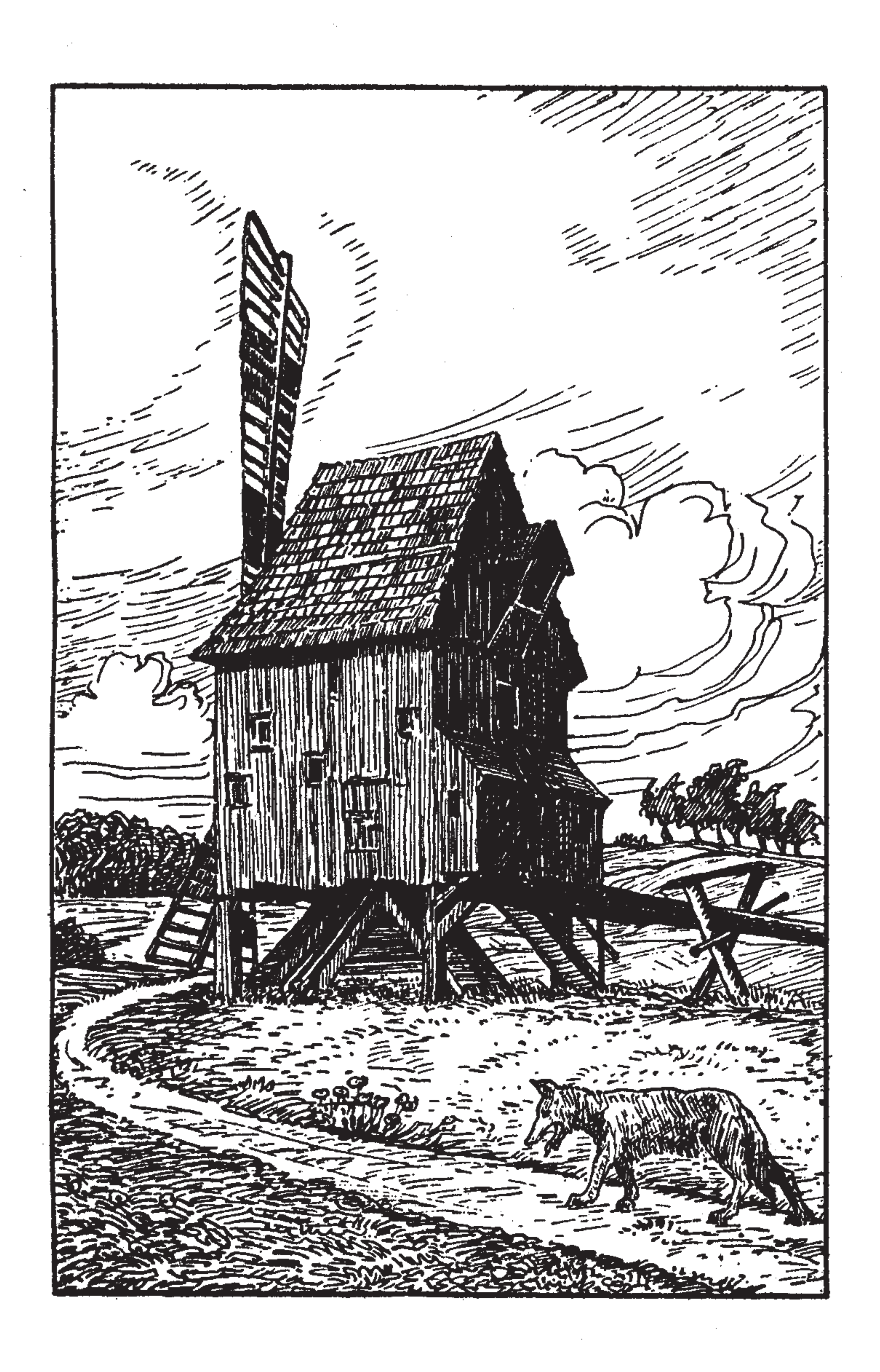
Es war einmal eine alte Geiß, die hatte sieben junge Geißlein, und hatte sie lieb, wie eine Mutter ihre Kinder lieb hat. Eines Tages wollte sie in den Wald gehen und Futter holen, da rief sie alle sieben herein und sprach: „liebe Kinder, ich will hinaus in den Wald, seid auf eurer Hut vor dem Wolf, wenn er herein kommt, so frißt er euch alle mit Haut und Haar. Der Bösewicht verstellt sich oft, aber an seiner rauhen Stimme und an seinen schwarzen Füßen werdet ihr ihn gleich erkennen." — Die Geißlein sagten: „liebe Mutter, wir wollen uns schon in acht nehmen, ihr könnt ohne Sorge fortgehen." Da meckerte die Alte und machte sich getrost auf den Weg.

Es dauerte nicht lange, so klopfte jemand an die Haustür und rief: „macht auf, ihr lieben Kinder, eure Mutter ist da und hat jedem von euch etwas mitgebracht." Aber die Geißerchen hörten an der rauhen Stimme, daß es der Wolf war, „wir machen nicht auf," riefen sie, „du bist unsere Mutter nicht, die hat eine feine

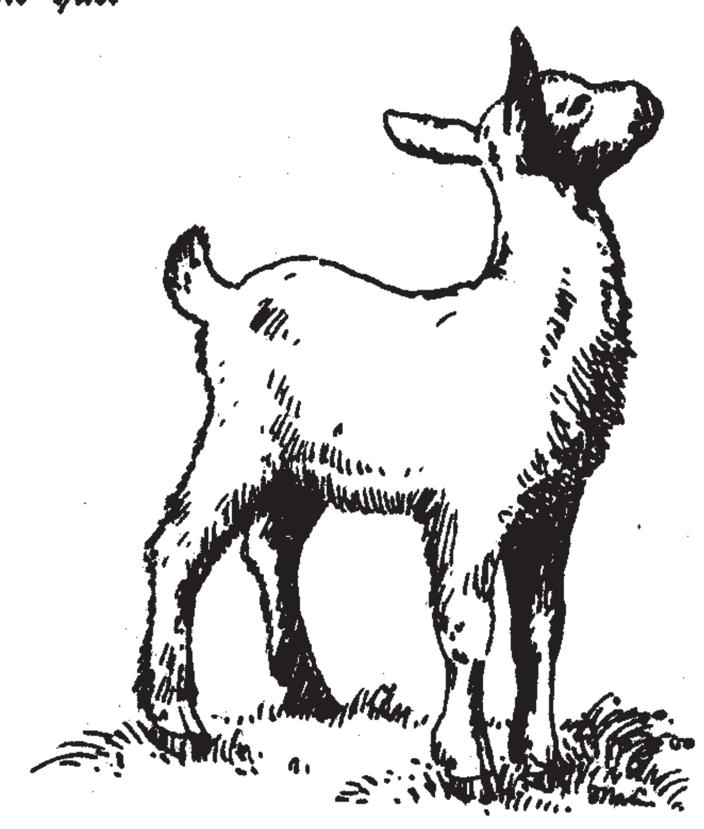
liebliche Stimme, aber deine Stimme ist rauh; du bist der Wolf." Da ging der Wolf fort zu einem Krämer, und kaufte sich ein großes Stück Kreide: die aß er und machte damit seine Stimme fein. Dann kam er zurück, klopfte an die Haustür und rief: „macht auf, ihr lieben Kinder, eure Mutter ist da und hat jedem von euch etwas mitgebracht." Aber der Wolf hatte seine schwarze Pfote in das Fenster gelegt, das sahen die Kinder und riefen: „wir machen nicht auf, unsere Mutter hat keinen schwarzen Fuß, wie du: du bist der Wolf." Da lief der Wolf zu einem Bäcker und sprach: „ich habe mich an den Fuß gestoßen, streich mir Teig darüber." Und als ihm der Bäcker die Pfote bestrichen hatte, so lief er zum Müller und sprach: „streu mir weißes Mehl auf meine Pfote." Der Müller dachte: „der Wolf will einen betrügen" und weigerte sich, aber der Wolf sprach: „wenn du es nicht tust, so fresse ich dich." Da fürchtete sich der Müller und machte ihm die Pfote weiß. Ja, so sind die Menschen.

Nun ging der Bösewicht zum dritten Mal zu der Haustüre, klopfte an und sprach: „macht mir auf, Kinder, euer liebes Mütterchen ist heimgekommen und hat jedem von euch etwas aus dem Walde mitgebracht." Die Geißerchen riefen: „zeig uns erst deine Pfote, damit wir wissen, daß du unser liebes Mütterchen bist." Da legte er die Pfote ins Fenster, und als sie sahen, daß sie weiß war, so glaubten sie, es wäre alles wahr, was er sagte, und machten die Türe auf. Wer aber hereinkam, das war der Wolf. Sie erschraken und wollten sich verstecken. Das eine sprang unter den Tisch, das zweite ins Bett, das dritte in den Ofen, das vierte in die Küche, das fünfte in den Schrank, das sechste unter die Waschschüssel, das siebente in den Kasten der Wanduhr. Aber der Wolf fand sie alle und machte nicht langes Federlesen: eins nach dem andern schluckte er in seinen Rachen; nur das jüngste in dem Uhrkasten, das fand er nicht. Als der Wolf seine Lust gebüßt hatte, trollte er sich fort, legte sich draußen auf der grünen Wiese unter einen Baum und fing an zu schlafen.

Nicht lange danach kam die alte Geiß aus dem Walde wieder



heim. Ach, was mußte sie da erblicken! Die Haustüre stand sperrweit auf: Tisch, Stühle und Bänke waren umgeworfen, die Waschschüssel lag in Scherben, Decke und Kissen waren aus dem Bett gezogen. Sie suchte ihre Kinder, aber nirgends waren sie zu finden. Sie rief sie nacheinander bei Namen, aber niemand antwortete. Endlich, als sie an das jüngste kam, da rief eine feine Stimme: „liebe Mutter, ich stecke im Uhrkasten.“ Sie holte es heraus, und es erzählte ihr, daß der Wolf gekommen wäre und die andern alle gefressen hätte. Da könnt ihr denken, wie sie über ihre armen Kinder geweint hat.



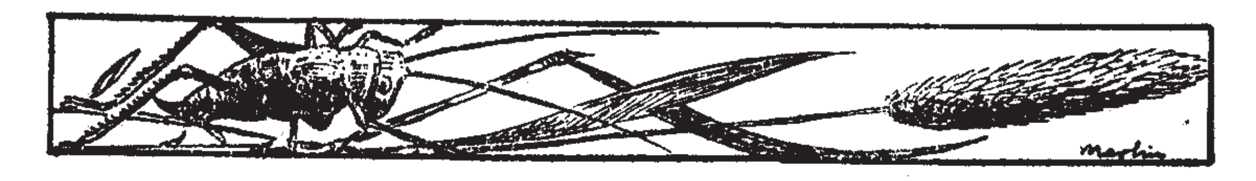
Endlich ging sie in ihrem Jammer hinaus, und das jüngste Geißlein lief mit. Als sie auf die Wiese kam, so lag da der Wolf an dem Baum und schnarchte, daß die Aeste zitterten. Sie betrachtete ihn von allen Seiten, und sah, daß in seinem angefüllten Bauch sich etwas regte und zappelte. „Ach,“ dachte sie, „sollten meine armen Kinder, die er zum Abendbrot hinuntergewürgt hat, noch am Leben sein?“ Da mußte das Geißlein nach Haus laufen und Schere, Nadel und Zwirn holen. Dann schnitt sie dem Ungetüm den Wanst auf, und kaum hatte sie einen Schnitt getan, so streckte schon ein Geißlein den Kopf heraus, und als sie weiter schnitt, so

sprangen nacheinander alle sechse heraus, und waren noch alle am Leben, und hatten nicht einmal Schaden gelitten, denn das Ungetüm hatte sie in der Gier ganz hinuntergeschluckt. Das war eine Freude! Da herzten sie ihre liebe Mutter, und hüpften wie ein Schneider, der Hochzeit hält. Die Alte aber sagte: „jetzt geht und sucht Wackersteine, damit wollen wir dem gottlosen Tiere den Bauch füllen, so lange es noch im Schlafe liegt." Da schleppten die sieben Geißerchen in aller Eile die Steine herbei und steckten sie ihm in den Bauch, so viel sie hineinbringen konnten. Dann nähte ihn die Alte in aller Geschwindigkeit wieder zu, daß er nichts merkte und sich nicht einmal regte.

Als der Wolf endlich ausgeschlafen hatte, machte er sich auf die Beine, und weil ihm die Steine im Magen so großen Durst erregten, so wollte er zu einem Brunnen gehen und trinken. Als er aber anfing zu gehen und sich hin und her zu bewegen, so stießen die Steine in seinem Bauch aneinander und rappelten. Da rief er:

„Was rumpelt und pumpelt
In meinem Bauch herum?
Ich meinte es wären sechs Geißlein,
So sind's lauter Wackerstein."

Und als er an den Brunnen kam und sich über das Wasser bückte und trinken wollte, da zogen ihn die schweren Steine hinein, und er mußte jämmerlich ersaufen. Als die sieben Geißlein das sahen, da kamen sie herbeigelaufen, riefen laut: „der Wolf ist tot! der Wolf ist tot!" und tanzten mit ihrer Mutter vor Freude um den Brunnen herum.



Aschenputtel

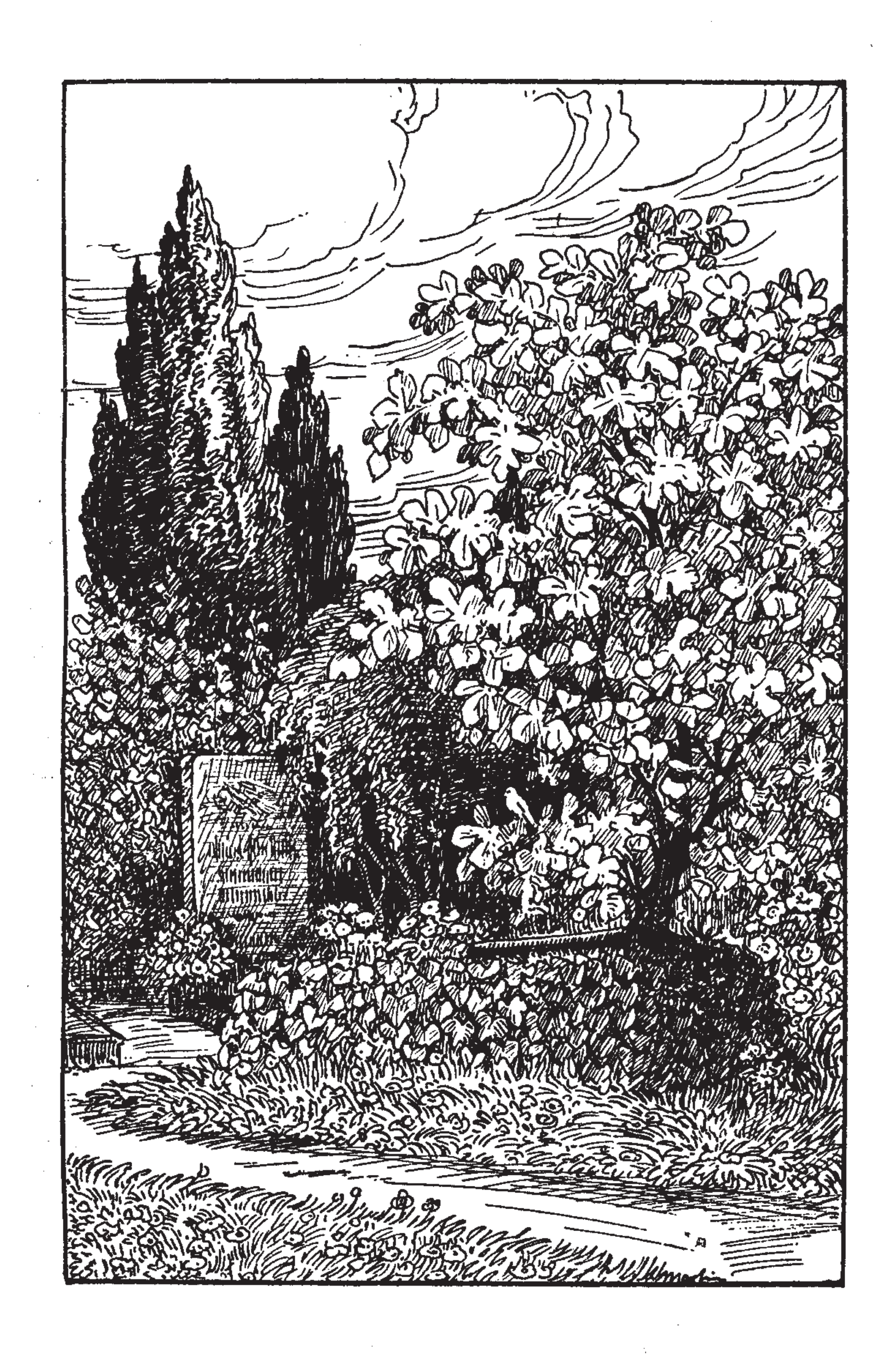
Einem reichen Manne, dem wurde seine Frau krank, und als sie fühlte, daß ihr Ende herankam, rief sie ihr einziges Töchterlein zu sich ans Bett und sprach: „liebes Kind, bleib rein und gut, tue Recht und scheue niemand, denke an mich, wenn ich gestorben bin und vergiß mich nicht.“ Darauf tat sie die Augen zu und verschied. Das Mädchen ging jeden Tag hinaus zu dem Grabe der Mutter und weinte, und blieb rein und gut. Als der Winter kam, deckte der Schnee ein weißes Tüchlein auf das Grab, und als die Sonne im Frühjahr es wieder herabgezogen hatte, nahm sich der Mann eine andere Frau.

Die Frau hatte zwei Töchter mit ins Haus gebracht, die schön und weiß von Angesicht waren, aber garstig und schwarz von Herzen. Da ging eine schlimme Zeit für das arme Stiefkind an. „Soll die dumme Gans bei uns in der Stube sitzen!“ sprachen sie, „wer Brot essen will, muß es verdienen: hinaus mit der Küchenmagd.“ Sie nahmen ihm seine schönen Kleider weg, zogen ihm einen grauen alten Kittel an, und gaben ihm hölzerne Schuhe. „Seht einmal die stolze Prinzessin, wie sie geputzt ist!“ riefen sie, lachten und führten es in die Küche. Da mußte es von Morgen bis Abend schwere Arbeit tun, früh vor Tag aufstehn, Wasser tragen, Feuer anmachen, kochen und waschen. Obendrein taten ihm die Schwestern alles ersinnliche Herzeleid an, verspotteten es und schütteten ihm die Erbsen und Linsen in die Asche, so daß es sitzen und sie wieder auslesen mußte. Abends, wenn es sich müde gearbeitet hatte, kam es in kein Bett, sondern mußte sich neben den Herd in die Asche legen. Und weil es darum immer staubig und schmutzig aussah, nannten sie es Aschenputtel.

Es trug sich zu, daß der Vater einmal in die Messe ziehen wollte,

da fragte er die beiden Stieftöchter, was er ihnen mitbringen sollte? „Schöne Kleider," sagte die eine, „Perlen und Edelsteine" die zweite. — „Aber du, Aschenputtel," sprach er, „was willst du haben?" — „Vater, das erste Reis, das euch auf eurem Heimweg an den Hut stößt, das brecht für mich ab." Er kaufte nun für die beiden Stiefschwestern schöne Kleider, Perlen und Edelsteine, und auf dem Rückweg, als er durch einen grünen Busch ritt, streifte ihn ein Haselreis und stieß ihm den Hut ab. Da brach er das Reis ab und nahm es mit. Als er nach Haus kam, gab er den Stieftöchtern, was sie sich gewünscht hatten, und dem Aschenputtel gab er das Reis von dem Haselbusch. Aschenputtel dankte ihm, ging zu seiner Mutter Grab und pflanzte das Reis darauf, und weinte so sehr, daß die Tränen darauf niederfielen und es begossen. Es wuchs aber, und ward ein schöner Baum. Aschenputtel ging alle Tage dreimal darunter, gedachte der toten Mutter, und allemal kam ein weißes Vögelchen auf den Baum, und wenn es einen Wunsch aussprach, so warf ihm das Vöglein herab, was es sich gewünscht hatte.

Es begab sich aber, daß der König ein Fest anstellte, das drei Tage dauern sollte, und wozu alle schönen Jungfrauen im Lande eingeladen wurden, damit sich sein Sohn eine Braut aussuchen möchte. Die zwei Stiefschwestern, als sie hörten, daß sie auch dabei erscheinen sollten, waren guter Dinge, riefen Aschenputtel, und sprachen: „kämm uns die Haare, bürste uns die Schuhe und mache uns die Schnallen fest, wir gehen zur Hochzeit auf des Königs Schloß." Aschenputtel gehorchte, weinte aber, weil es auch gern zum Tanz mitgegangen wäre, und bat die Stiefmutter, sie möchte es ihm erlauben. „Du Aschenputtel," sprach sie, „bist voll Staub und Schmutz, und willst zur Hochzeit? du hast keine Kleider und Schuhe, und willst tanzen!" Als es aber mit Bitten anhielt, sprach sie endlich, „da habe ich dir eine Schüssel Linsen in die Asche geschüttet, wenn du die Linsen in zwei Stunden wieder ausgelesen hast, so sollst du mitgehen." Das Mädchen ging durch die Hintertür nach dem Garten und rief: „ihr zahmen Täubchen, ihr Turtel-



täubchen, all ihr Vöglein unter dem Himmel, kommt und helft mir lesen,

Die guten ins Töpfchen,
Die schlechten ins Kröpfchen."

Da kamen zum Küchenfenster zwei weiße Täubchen herein, und danach die Turteltäubchen, und endlich schwirrten und schwärmten alle Vöglein unter dem Himmel herein, und ließen sich um die Asche nieder. Und die Täubchen nickten mit den Köpfchen und fingen an pik, pik, pik, pik, und da fingen die übrigen auch an pik, pik, pik, pik, und lasen alle guten Körnlein in die Schüssel. Kaum war eine Stunde herum, so waren sie schon fertig und flogen alle wieder hinaus. Da brachte das Mädchen die Schüssel der Stiefmutter, freute sich und glaubte, es dürfte nun mit auf die Hochzeit gehen. Aber sie sprach: „nein, Aschenputtel, du hast keine Kleider, und kannst nicht tanzen: du wirst nur ausgelacht." — Als es nun weinte, sprach sie: „wenn du mir zwei Schüsseln voll Linsen in einer Stunde aus der Asche rein lesen kannst, so sollst du mitgehen," und dachte: „das kann es ja nimmermehr." Als sie die zwei Schüsseln Linsen in die Asche geschüttet hatte, ging das Mädchen durch die Hintertür nach dem Garten und rief: „ihr zahmen Täubchen, ihr Turteltäubchen, all ihr Vöglein unter dem Himmel, kommt und helft mir lesen,

Die guten ins Töpfchen,
Die schlechten ins Kröpfchen."

Da kamen zum Küchenfenster zwei weiße Täubchen herein und danach die Turteltäubchen, und endlich schwirrten und schwärmten alle Vögel unter dem Himmel herein, und ließen sich um die Asche nieder. Und die Täubchen nickten mit ihren Köpfchen und fingen an pik, pik, pik, pik, und da fingen die übrigen auch an pik, pik, pik, pik, und lasen alle guten Körner in die Schüsseln. Und eh' eine halbe Stunde herum war, waren sie schon fertig, und flogen alle wieder hinaus. Da trug das Mädchen die Schüsseln zu der Stiefmutter, freute sich und glaubte, nun dürfte es mit auf die Hochzeit gehen. Aber sie sprach: „es hilft dir alles nichts:

du kommst nicht mit, denn du hast keine Kleider und kannst nicht tanzen; wir müßten uns deiner schämen." Darauf kehrte sie ihm den Rücken zu und eilte mit ihren zwei stolzen Töchtern fort.

Als nun niemand mehr daheim war, ging Aschenputtel zu seiner Mutter Grab unter den Haselbaum und rief:

„Bäumchen, rüttel dich und schüttel dich,
Wirf Gold und Silber über mich."

Da warf ihm der Vogel ein golden und silbern Kleid herunter und mit Seide und Silber ausgestickte Pantoffeln. In aller Eile zog es das Kleid an und ging zur Hochzeit. Seine Schwestern



aber und die Stiefmutter kannten es nicht, und meinten, es müsse eine fremde Königstochter sein, so schön sah es in dem goldenen Kleide aus. An Aschenputtel dachten sie gar nicht und dachten, es säße daheim im Schmutz und suchte die Linsen aus der Asche. Der Königssohn kam ihm entgegen, nahm es bei der Hand und tanzte mit ihm. Er wollte auch sonst mit niemand tanzen, also daß er ihm die Hand nicht los ließ, und wenn ein anderer kam, es aufzufordern, sprach er: „das ist meine Tänzerin."

Es tanzte bis es Abend war, da wollte es nach Haus gehen. Der Königssohn aber sprach: „ich gehe mit und begleite dich,"

denn er wollte sehen, wem das schöne Mädchen angehörte. Sie entwischte ihm aber und sprang in das Taubenhaus. Nun wartete der Königssohn bis der Vater kam und sagte ihm, das fremde Mädchen wär in das Taubenhaus gesprungen. Der Alte dachte: „sollte es Aschenputtel sein," und sie mußten ihm Axt und Hacken bringen, damit er das Taubenhaus entzwei schlagen konnte: aber es war niemand darin. Und als sie ins Haus kamen, lag Aschenputtel in seinen schmutzigen Kleidern in der Asche, und ein trübes Oellämpchen brannte im Schornstein; denn Aschenputtel war geschwind aus dem Taubenhaus hinten herabgesprungen, und war zu dem Haselbäumchen gelaufen: da hatte es die schönen Kleider abgezogen und aufs Grab gelegt, und der Vogel hatte sie wieder weggenommen, und dann hatte es sich in seinem grauen Kittelchen in die Küche zur Asche gesetzt.

Am andern Tag, als das Fest von neuem anhub, und die Eltern und Stiefschwestern wieder fort waren, ging Aschenputtel zu dem Haselbaum und sprach:

„Bäumchen, rüttel dich und schüttel dich,
Wirf Gold und Silber über mich."

Da warf der Vogel ein noch viel stolzeres Kleid herab, als am vorigen Tag. Und als es mit diesem Kleide auf der Hochzeit erschien, erstaunte jedermann über seine Schönheit. Der Königssohn aber hatte gewartet bis es kam, nahm es gleich bei der Hand und tanzte nur allein mit ihm. Wenn die andern kamen und es aufforderten, sprach er: „das ist meine Tänzerin." Als es nun Abend war, wollte es fort, und der Königssohn ging ihm nach und wollte sehen, in welches Haus es ging: aber es sprang ihm fort und in den Garten hinter dem Haus. Darin stand ein schöner großer Baum, an dem die herrlichsten Birnen hingen, es kletterte so behend wie ein Eichhörnchen zwischen die Aeste, und der Königssohn wußte nicht, wo es hingekommen war. Er wartete aber bis der Vater kam und sprach zu ihm: „das fremde Mädchen ist mir entwischt, und ich glaube, es ist auf den Birnbaum gesprungen." Der Vater dachte: „sollte es Aschenputtel sein," ließ sich die Axt

holen und hieb den Baum um, aber es war niemand darauf. Und als sie in die Küche kamen, lag Aschenputtel da in der Asche, wie sonst auch, denn es war auf der andern Seite vom Baum herabgesprungen, hatte dem Vogel auf dem Haselbäumchen die schönen Kleider wieder gebracht und sein graues Kittelchen angezogen.

Am dritten Tag, als die Eltern und Schwestern fort waren, ging Aschenputtel wieder zu seiner Mutter Grab und sprach zu dem Bäumchen:

„Bäumchen, rüttel dich und schüttel dich,
Wirf Gold und Silber über mich."

Nun warf ihm der Vogel ein Kleid herab, das war so prächtig und glänzend, wie es noch keins gehabt hatte, und die Pantoffeln waren ganz golden. Als es in dem Kleid zu der Hochzeit kam, wußten sie alle nicht, was sie vor Verwunderung sagen sollten. Der Königssohn tanzte ganz allein mit ihm, und wenn es einer aufforderte, sprach er: „das ist meine Tänzerin."

Als es nun Abend war, wollte Aschenputtel fort, und der Königssohn wollte es begleiten, aber es entsprang ihm so geschwind, daß er nicht folgen konnte. Der Königssohn hatte aber eine List gebraucht, und hatte die ganze Treppe mit Pech bestreichen lassen: da war, als es hinabsprang, der linke Pantoffel des Mädchens hängen geblieben. Der Königssohn hob ihn auf, und er war klein und zierlich und golden. Am nächsten Morgen ging er damit zu dem Mann, und sagte zu ihm: „keine andere soll meine Gemahlin werden als die, an deren Fuß dieser goldene Schuh paßt." Da freuten sich die beiden Schwestern, denn sie hatten schöne Füße. Die älteste ging mit dem Schuh in die Kammer und wollte ihn anprobieren, und die Mutter stand dabei. Aber sie konnte mit der großen Zehe nicht hineinkommen, und der Schuh war ihr zu klein, da reichte ihr die Mutter ein Messer und sprach: „hau die Zehe ab: wann du Königin bist, so brauchst du nicht mehr zu Fuß zu gehen." Das Mädchen hieb die Zehe ab, zwängte den Fuß in den Schuh, verbiß den Schmerz und ging heraus zum Königssohn.

Da nahm er sie als seine Braut aufs Pferd, und ritt mit ihr fort. Sie mußten aber an dem Grabe vorbei, da saßen die zwei Täubchen auf dem Haselbäumchen, und riefen:

„Rucke di guck, rucke di guck,
Blut ist im Schuck (Schuh):
Der Schuck ist zu klein,
Die rechte Braut sitzt noch daheim.“

Da blickte er auf ihren Fuß und sah, wie das Blut herausquoll. Er wendete sein Pferd um, brachte die falsche Braut wieder nach Haus und sagte, das wäre nicht die rechte, die andere Schwester solle den Schuh anziehen. Da ging diese in die Kammer und kam mit den Zehen glücklich in den Schuh, aber die Ferse war zu groß. Da reichte ihr die Mutter ein Messer und sprach: „hau ein Stück von der Ferse ab: wann du Königin bist, brauchst du nicht mehr zu Fuß zu gehen.“ Das Mädchen hieb ein Stück von der Ferse ab, zwängte den Fuß in den Schuh, verbiß den Schmerz und ging heraus zum Königssohn. Da nahm er sie als seine Braut aufs Pferd und ritt mit ihr fort. Als sie an dem Haselbäumchen vorbeikamen, saßen die zwei Täubchen darauf und riefen:

„Rucke di guck, rucke di guck,
Blut ist im Schuck:
Der Schuck ist zu klein,
Die rechte Braut sitzt noch daheim.“

Er blickte nieder auf ihren Fuß und sah, wie das Blut aus dem Schuh quoll, und an den weißen Strümpfen ganz rot heraufgestiegen war. Da wendete er sein Pferd, und brachte die falsche Braut wieder nach Haus. „Das ist auch nicht die rechte,“ sprach er, „habt ihr keine andere Tochter?“ — „Nein,“ sagte der Mann, „nur von meiner verstorbenen Frau ist noch ein kleines verbuttetes Aschenputtel da: das kann unmöglich die Braut sein.“ Der Königssohn sprach: „er sollte es heraufschicken,“ die Mutter aber antwortete: „ach nein, das ist viel zu schmutzig, das darf sich nicht sehen lassen.“ Er wollte es aber durchaus haben, und Aschenputtel

mußte gerufen werden. Da wusch es sich erst Hände und Angesicht rein, ging dann hin und neigte sich vor dem Königssohn, der ihm den goldenen Schuh reichte. Dann setzte es sich auf einen Schemel, zog den Fuß aus dem schweren Holzschuh und steckte ihn in den Pantoffel, der war wie angegossen. Und als es sich in die Höhe richtete, und der König ihm ins Gesicht sah, so erkannte er das schöne Mädchen, das mit ihm getanzt hatte, und rief: „das ist die rechte Braut!" Die Stiefmutter und die beiden Schwestern erschraken und wurden bleich vor Aerger: er aber nahm Aschenputtel aufs Pferd und ritt mit ihm fort. Als sie an dem Haselbäumchen vorbeikamen, riefen die zwei Täubchen:

„Rucke di guck, rucke di guck,
Kein Blut im Schuck:
Der Schuck ist nicht zu klein,
Die rechte Braut, die führt er heim."

Und als sie das gerufen hatten, kamen sie beide herab geflogen und setzten sich dem Aschenputtel auf die Schultern, eine rechts, die andere links, und blieben da sitzen.

Als die Hochzeit mit dem Königssohn sollte gehalten werden, kamen die falschen Schwestern, wollten sich einschmeicheln und teil an seinem Glück nehmen. Als die Brautleute nun zur Hochzeit gingen, war die älteste zur rechten, die jüngste zur linken Seite: da pickten die Tauben einer jeden das eine Auge aus. Hernach, als sie heraus gingen, war die älteste zur linken und die jüngste zur rechten: da pickten die Tauben einer jeden das andere Auge aus. Und waren sie also für ihre Bosheit und Falschheit mit Blindheit auf ihr Lebtag gestraft.



Der Jude im Dorn

Es war einmal ein reicher Mann, der hatte einen Knecht, der diente ihm fleißig und redlich, war alle Morgen der erste aus dem Bett und abends der letzte hinein, und wenn's eine saure Arbeit gab, wo keiner anpacken wollte, so stellte er sich immer zuerst daran. Dabei klagte er nicht, sondern war mit allem zufrieden und war immer lustig. Als sein Jahr herum war, gab ihm der Herr keinen Lohn und dachte „das ist das gescheitste, so spare ich etwas und er geht mir nicht weg, sondern bleibt hübsch im Dienst." Der Knecht schwieg auch still, tat das zweite Jahr wie das erste seine Arbeit, und als er am Ende desselben abermals keinen Lohn bekam, ließ er sich's gefallen und blieb noch länger. Als auch das dritte Jahr herum war, bedachte sich der Herr, griff in die Tasche, holte aber nichts heraus. Da fing der Knecht endlich an und sprach „Herr, ich habe euch drei Jahre redlich gedient, seid so gut und gebt mir, was mir von Rechts wegen zukommt: ich wollte fort und mich gerne weiter in der Welt umsehen." Da antwortete der Geizhals „ja, mein lieber Knecht, du hast mir unverdrossen gedient, dafür sollst du mildiglich belohnet werden," griff abermals in die Tasche und zählte dem Knecht drei Heller einzeln auf, „da hast du für jedes Jahr einen Heller, das ist ein großer und reichlicher Lohn, wie du ihn bei wenigen Herren empfangen hättest." Der gute Knecht, der vom Geld wenig verstand, strich sein Kapital ein und dachte „nun hast du vollauf in der Tasche, was willst du sorgen und dich mit schwerer Arbeit länger plagen."

Da zog er fort, bergauf, bergab, sang und sprang nach Herzenslust. Nun trug es sich zu, als er an einem Buschwerk vorüber kam, daß ein kleines Männchen hervortrat und ihn anrief „wo hinaus,

Bruder Lustig? ich sehe, du trägst nicht schwer an deinen Sorgen." — „Was soll ich traurig sein," antwortete der Knecht, „ich habe vollauf, der Lohn von drei Jahren klingelt in meiner Tasche." — „Wieviel ist denn deines Schatzes?" fragte ihn das Männchen. „Wie viel? drei bare Heller, richtig gezählt." — „Höre," sagte der Zwerg, „ich bin ein armer bedürftiger Mann, schenke mir deine drei Heller: ich kann nichts mehr arbeiten, du aber bist jung und kannst dir dein Brot leicht verdienen." Und weil der Knecht ein gutes Herz hatte und Mitleid mit dem Männchen fühlte, so reichte er ihm seine drei Heller und sprach „in Gottes Namen, es wird mir doch nicht fehlen." Da sprach das Männchen „weil ich dein gutes Herz sehe, so gewähre ich dir drei Wünsche, für jeden Heller einen, die sollen dir in Erfüllung gehen." — „Aha," sprach der Knecht, „du bist einer, der blau pfeifen kann. Wohlan, wenn's doch sein soll, so wünsche ich mir erstlich ein Vogelrohr, das alles



trifft, wonach ich ziele: zweitens eine Fidel, wenn ich darauf streiche, so muß alles tanzen, was den Klang hört: und drittens, wenn ich an jemand eine Bitte tue, so darf er sie nicht abschlagen." — „Das sollst du alles haben" sprach das Männchen, griff in den Busch, und, denk einer, da lag schon Fidel und Vogelrohr in Bereitschaft, als wenn sie bestellt wären. Er gab sie dem Knecht und sprach „was du dir immer erbitten wirst, kein Mensch auf der Welt soll dir's abschlagen."

„Herz, was begehrst du nun?" sprach der Knecht zu sich selber und zog lustig weiter. Bald darauf begegnete er einem Juden mit einem langen Ziegenbart, der stand und horchte auf den Gesang eines Vogels, der hoch oben in der Spitze eines Baumes saß. „Gottes Wunder!" rief er aus, „so ein kleines Tier hat so eine grausam mächtige Stimme! wenn's doch mein wäre! wer ihm doch Salz auf den Schwanz streuen könnte!" — „Wenn's weiter nichts

ist," sprach der Knecht, „der Vogel soll bald herunter sein," legte an und traf aufs Haar, und der Vogel fiel herab in die Dornhecken. „Geh, Spitzbub," sagte er zum Juden, „und hol dir den Vogel heraus." — „Mein," sprach der Jude, „laß der Herr den Bub weg, so kommt ein Hund gelaufen; ich will mir den Vogel auflesen, weil ihr ihn doch einmal getroffen habt," legte sich auf die



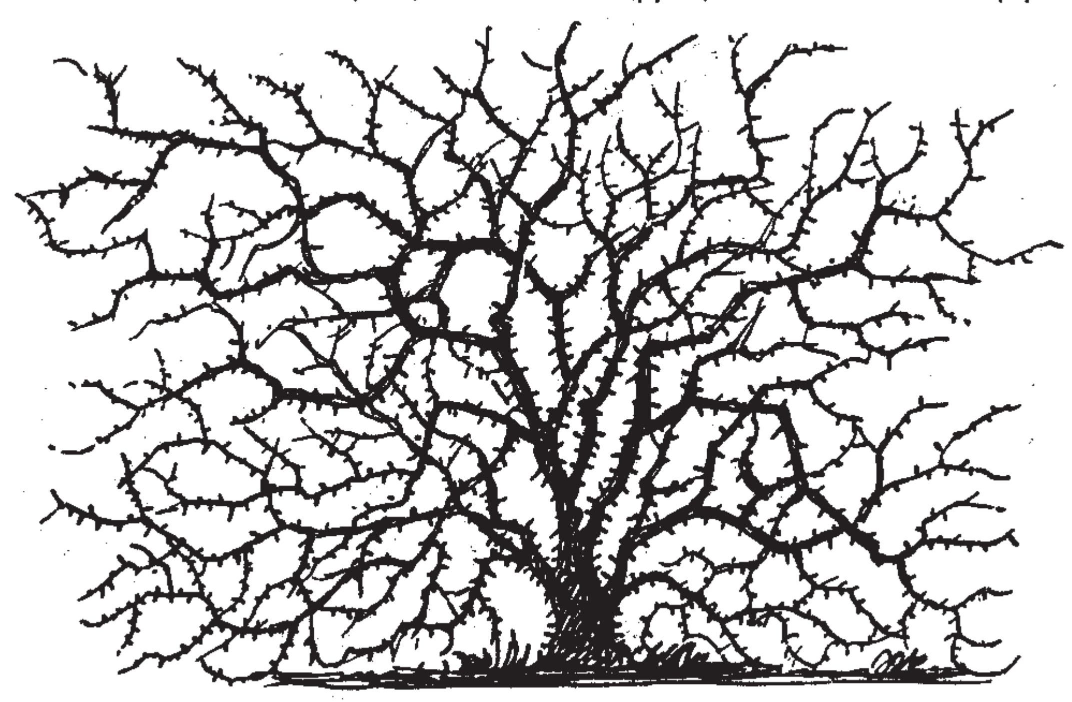
Erde und fing an, sich in den Busch hinein zu arbeiten. Wie er nun mitten in dem Dorn steckte, plagte der Mutwille den guten Knecht, daß er seine Fidel abnahm und anfing zu geigen. Gleich fing auch der Jude an die Beine zu heben und in die Höhe zu springen: und je mehr der Knecht strich, desto besser ging der Tanz. Aber die Dörner zerrissen ihm den schäbigen Rock, kämmten ihm den Ziegenbart und stachen und zwickten ihn am ganzen Leib.



„Mein," rief der Jude, „was soll mir das Geigen! laß der Herr das Geigen, ich begehre nicht zu tanzen." Aber der Knecht hörte nicht darauf und dachte „du hast die Leute genug geschunden, nun soll dir's die Dornhecke nicht besser machen," und fing von neuem an zu geigen, daß der Jude immer höher aufspringen mußte, und die Fetzen von seinem Rock an den Stacheln hängen blieben. „Au

weih geschrien!" rief der Jude, „geb ich doch dem Herrn, was er verlangt, wenn er nur das Geigen läßt, einen ganzen Beutel mit Gold." — „Wenn du so spendabel bist," sprach der Knecht, „so will ich wohl mit meiner Musik aufhören, aber das muß ich dir nachrühmen, du machst deinen Tanz noch mit, daß es eine Art hat;" nahm darauf den Beutel und ging seiner Wege.

Der Jude blieb stehen und sah ihm nach und war still, bis der Knecht weit weg und ihm ganz aus den Augen war, dann schrie er aus Leibeskräften, „du miserabler Musikant, du Bierfiedler: wart, wenn ich dich allein erwische! ich will dich jagen, daß du die Schuhsohlen verlieren sollst: du Lump, steck einen Groschen ins



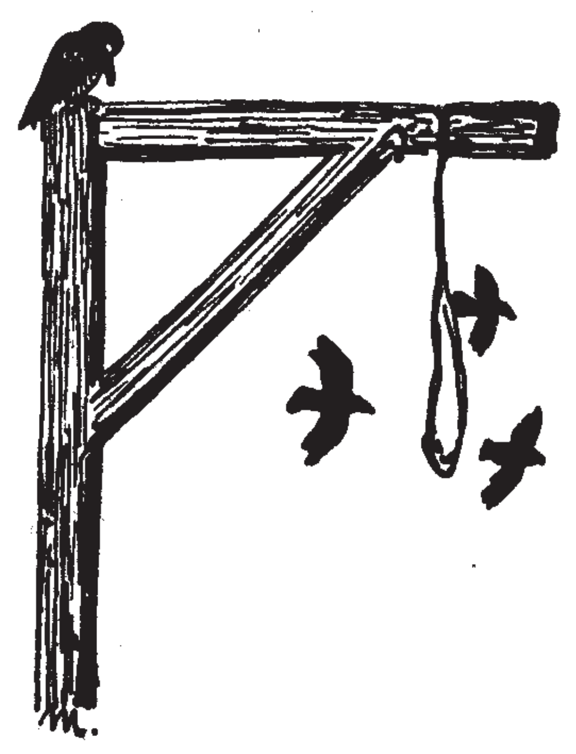
Maul, daß du sechs Heller wert bist," und schimpfte weiter, was er nur los bringen konnte. Und als er sich damit etwas zu Gute getan und Luft gemacht hatte, lief er in die Stadt zum Richter. „Herr Richter, au weih geschrien! seht wie mich auf offener Landstraße ein gottloser Mensch beraubt und übel zugerichtet hat: ein Stein auf dem Erdboden möcht sich erbarmen: die Kleider zerfetzt! der Leib zerstochen und zerkratzt! mein bißchen Armut samt dem Beutel genommen! lauter Dukaten, ein Stück schöner als das andere: um Gottes willen, laßt den Menschen ins Gefängnis werfen." Sprach der Richter „war's ein Soldat, der dich mit seinem Säbel so zugerichtet hat?" — „Gott bewahr!" sagte der

Jude, „einen nackten Degen hat er nicht gehabt, aber ein Rohr hat er gehabt auf dem Buckel hängen und eine Geige am Hals; der Bösewicht ist leicht zu erkennen.“ Der Richter schickte seine Leute nach ihm aus, die fanden den guten Knecht, der ganz langsam weiter gezogen war, und fanden auch den Beutel mit Gold bei ihm. Als er vor Gericht gestellt wurde, sagte er „ich habe den Juden nicht angerührt und ihm das Geld nicht genommen, er hat mir's aus freien Stücken angeboten, damit ich nur aufhörte zu geigen, weil er meine Musik nicht vertragen konnte.“ — „Gott bewahr!“ schrie der Jude, „der greift die Lügen wie Fliegen an der Wand.“ Aber der Richter glaubte es auch nicht und sprach „das ist eine schlechte Entschuldigung, das tut kein Jude,“ und verurteilte den guten Knecht, weil er auf offener Straße einen Raub begangen hätte, zum Galgen. Als er aber abgeführt ward,



schrie ihm noch der Jude zu „du Bärenhäuter, du Hundemusikant, jetzt kriegst du deinen wohlverdienten Lohn.“ Der Knecht stieg ganz ruhig mit dem Henker die Leiter hinauf, auf der letzten Sprosse aber drehte er sich um und sprach zum Richter „gewährt mir noch eine Bitte, eh ich sterbe.“ — „Ja,“ sprach der Richter, „wenn du nicht um dein Leben bittest.“ — „Nicht ums Leben,“ antwortete der Knecht, „ich bitte, laßt mich zu guter Letzt noch einmal auf meiner Geige spielen.“ Der Jude erhob ein Zetergeschrei, „um Gottes willen, erlaubt's nicht, erlaubt's nicht.“ Allein der Richter sprach „warum soll ich ihm die kurze Freude nicht gönnen: es ist ihm zugestanden, und dabei soll es sein Bewenden haben.“ Auch konnte er es ihm nicht abschlagen wegen der Gabe, die dem Knecht verliehen war. Der Jude aber rief „au weih! au weih! bindet mich an, bindet mich fest.“ Da nahm der gute Knecht seine Geige vom

Hals, legte sie zurecht, und wie er den ersten Strich tat, fing alles an zu wabern und zu wanken, der Richter, die Schreiber und die Gerichtsdiener: und der Strick fiel dem aus der Hand, der den Juden fest binden wollte: beim zweiten Strich hoben alle die Beine, und der Henker ließ den guten Knecht los und machte sich zum Tanze fertig: bei dem dritten Strich sprang alles in die Höhe und fing an zu tanzen, und der Richter und der Jude waren vorn und sprangen am besten. Bald tanzte alles mit, was auf den Markt aus Neugierde herbei gekommen war, alte und junge, dicke und magere Leute untereinander: sogar die Hunde, die mitgelaufen waren, setzten sich auf die Hinterfüße und hüpften mit. Und je länger er spielte, desto höher sprangen die Tänzer, daß sie sich einander an die Köpfe stießen und anfingen jämmerlich zu schreien. Endlich rief der Richter ganz außer Atem, „ich schenke dir dein Leben, höre nur auf zu geigen.“ Der gute Knecht ließ sich bewegen, setzte die Geige ab, hing sie wieder um den Hals und stieg die Leiter herab. Da trat er zu dem Juden, der auf der Erde lag und nach Atem schnappte, und sagte „Spitzbube, jetzt gesteh, wo du das Geld her hast, oder ich nehme meine Geige vom Hals und fange wieder an zu spielen.“ — „Ich hab's gestohlen, ich hab's gestohlen,“ schrie er, „du aber hast's redlich verdient.“ Da ließ der Richter den Juden zum Galgen führen und als einen Dieb aufhängen.





Rumpelstilzchen

Es war einmal ein Müller, der war arm, aber er hatte eine schöne Tochter. Nun traf es sich, daß er mit dem König zu sprechen kam, und um sich ein Ansehen zu geben, sagte er zu ihm „ich habe eine Tochter, die kann Stroh zu Gold spinnen." Der König sprach zum Müller „das ist eine Kunst, die mir wohl gefällt, wenn deine Tochter so geschickt ist, wie du sagst, so bring sie morgen in mein Schloß, da will ich sie auf die Probe stellen." Als nun das Mädchen zu ihm gebracht ward, führte er es in eine Kammer, die ganz voll Stroh lag, gab ihr Rad und Haspel und sprach „jetzt mache dich an die Arbeit, und wenn du diese Nacht durch bis morgen früh dieses Stroh nicht zu Gold versponnen hast, so mußt du sterben." Darauf schloß er die Kammer selbst zu, und sie blieb allein darin.

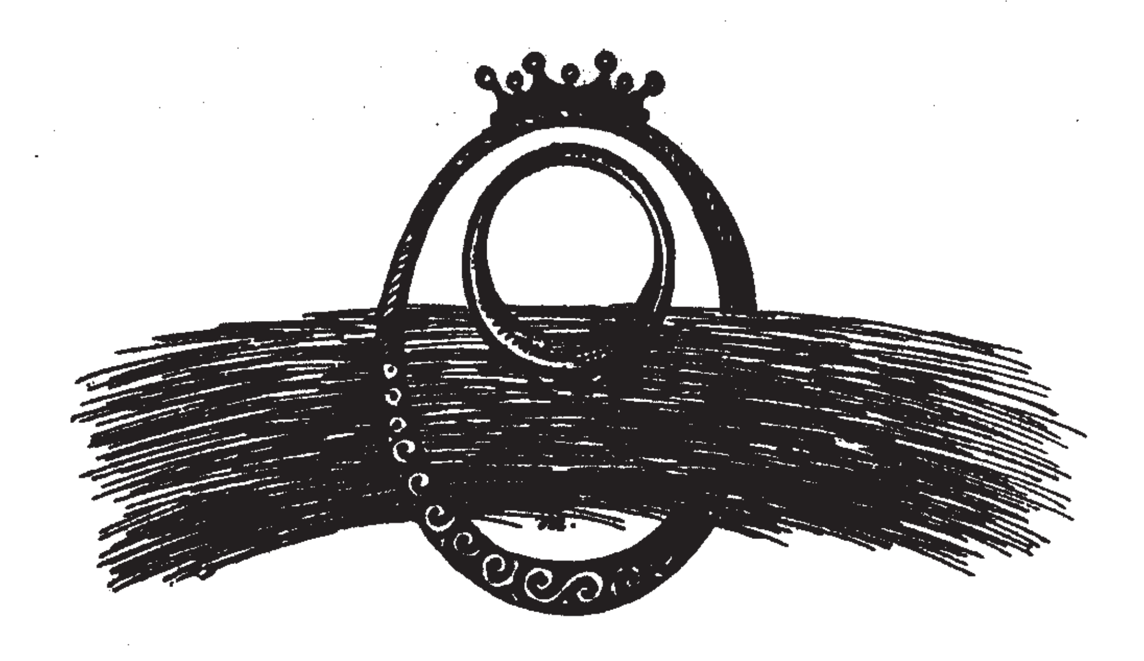
Da saß nun die arme Müllerstochter und wußte um ihr Leben keinen Rat: sie verstand gar nichts davon, wie man Stroh zu Gold spinnen konnte, und ihre Angst ward immer größer, daß sie endlich zu weinen anfing. Da ging auf einmal die Türe auf, und trat ein kleines Männchen herein und sprach „guten Abend, Jungfer Müllerin, warum weint sie so sehr?" — „Ach," antwortete das Mädchen, „ich soll Stroh zu Gold spinnen, und verstehe das nicht." Sprach das Männchen „was giebst du mir, wenn ich dir's spinne?" — „Mein Halsband," sagte das Mädchen. Das Männchen nahm das Halsband, setzte sich vor das Rädchen, und schnurr, schnurr, schnurr, dreimal gezogen, war die Spule voll. Dann steckte es eine andere auf, und schnurr, schnurr, schnurr, dreimal gezogen, war auch die zweite voll: und so ging's fort bis zum Morgen, da war alles Stroh versponnen, und alle Spulen waren voll Gold.

Bei Sonnenaufgang kam schon der König und als er das Gold erblickte, erstaunte er und freute sich, aber sein Herz ward nur noch goldgieriger. Er ließ die Müllerstochter in eine andere Kammer voll Stroh bringen, die noch viel größer war, und befahl ihr, das auch in einer Nacht zu spinnen, wenn ihr das Leben lieb wäre. Das Mädchen wußte sich nicht zu helfen und weinte, da ging abermals die Türe auf, und das kleine Männchen erschien und sprach „was giebst du mir, wenn ich dir das Stroh zu Gold spinne?“ — „Meinen Ring von dem Finger,“ antwortete das Mädchen. Das Männchen nahm den Ring, fing wieder an zu schnurren mit dem Rade und hatte bis zum Morgen alles Stroh zu glänzendem Gold gesponnen. Der König freute sich über die Maßen bei dem Anblick, war aber noch immer nicht Goldes satt, sondern ließ die Müllerstochter in eine noch größere Kammer voll Stroh bringen und sprach „die mußt du noch in dieser Nacht verspinnen: gelingt dir's aber, so sollst du meine Gemahlin werden.“ — „Wenn's auch eine Müllerstochter ist,“ dachte er, „eine reichere Frau finde ich in der ganzen Welt nicht.“ Als das Mädchen allein war, kam das Männlein zum dritten Mal wieder und sprach „was giebst du mir, wenn ich dir noch diesmal das Stroh spinne?“ — „Ich habe nichts mehr, das ich geben könnte,“ antwortete das Mädchen. „So versprich mir, wenn du Königin wirst, dein erstes Kind.“ — „Wer weiß, wie das noch geht“ dachte die Müllerstochter und wußte sich auch in der Not nicht anders zu helfen; sie versprach also dem Männchen, was es verlangte, und das Männchen spann dafür noch einmal das Stroh zu Gold. Und als am Morgen der König kam und alles fand, wie er gewünscht hatte, so hielt er Hochzeit mit ihr, und die schöne Müllerstochter ward eine Königin.

Ueber ein Jahr brachte sie ein schönes Kind zur Welt und dachte gar nicht mehr an das Männchen: da trat es plötzlich in ihre Kammer und sprach „nun gieb mir, was du versprochen hast.“ Die Königin erschrak und bot dem Männchen alle Reichtümer des Königreichs an, wenn es ihr das Kind lassen wollte: aber das

Männchen sprach „nein, etwas Lebendes ist mir lieber als alle Schätze der Welt.“ Da fing die Königin so an zu jammern und zu weinen, daß das Männchen Mitleiden mit ihr hatte: „drei Tage will ich dir Zeit lassen,“ sprach er, „wenn du bis dahin meinen Namen weißt, so sollst du dein Kind behalten.“

Nun besann sich die Königin die ganze Nacht über auf alle Namen, die sie jemals gehört hatte, und schickte einen Boten über Land, der sollte sich erkundigen weit und breit, was es sonst noch für Namen gäbe. Als am andern Tag das Männchen kam, fing sie an mit Kaspar, Melchior, Balzer, und sagte alle Namen, die sie wußte, nach der Reihe her, aber bei jedem sprach das Männlein



„so heiß ich nicht.“ Den zweiten Tag ließ sie in der Nachbarschaft herumfragen, wie die Leute da genannt würden, und sagte dem Männlein die ungewöhnlichsten und seltsamsten Namen vor, „heißt du vielleicht Rippenbiest oder Hammelswade oder Schnürbein?“ aber es antwortete immer „so heiß ich nicht.“ Den dritten Tag kam der Bote wieder zurück und erzählte „neue Namen habe ich keinen einzigen finden können, aber wie ich an einen hohen Berg um die Waldecke kam, wo Fuchs und Has sich gute Nacht sagen, so sah ich da ein kleines Haus, und vor dem Haus brannte ein Feuer, und um das Feuer sprang ein gar zu lächerliches Männchen, hüpfte auf einem Bein und schrie

„Heute back ich, morgen brau ich,
Uebermorgen hol ich der Königin ihr Kind;
Ach, wie gut ist, daß niemand weiß,
Daß ich Rumpelstilzchen heiß!"

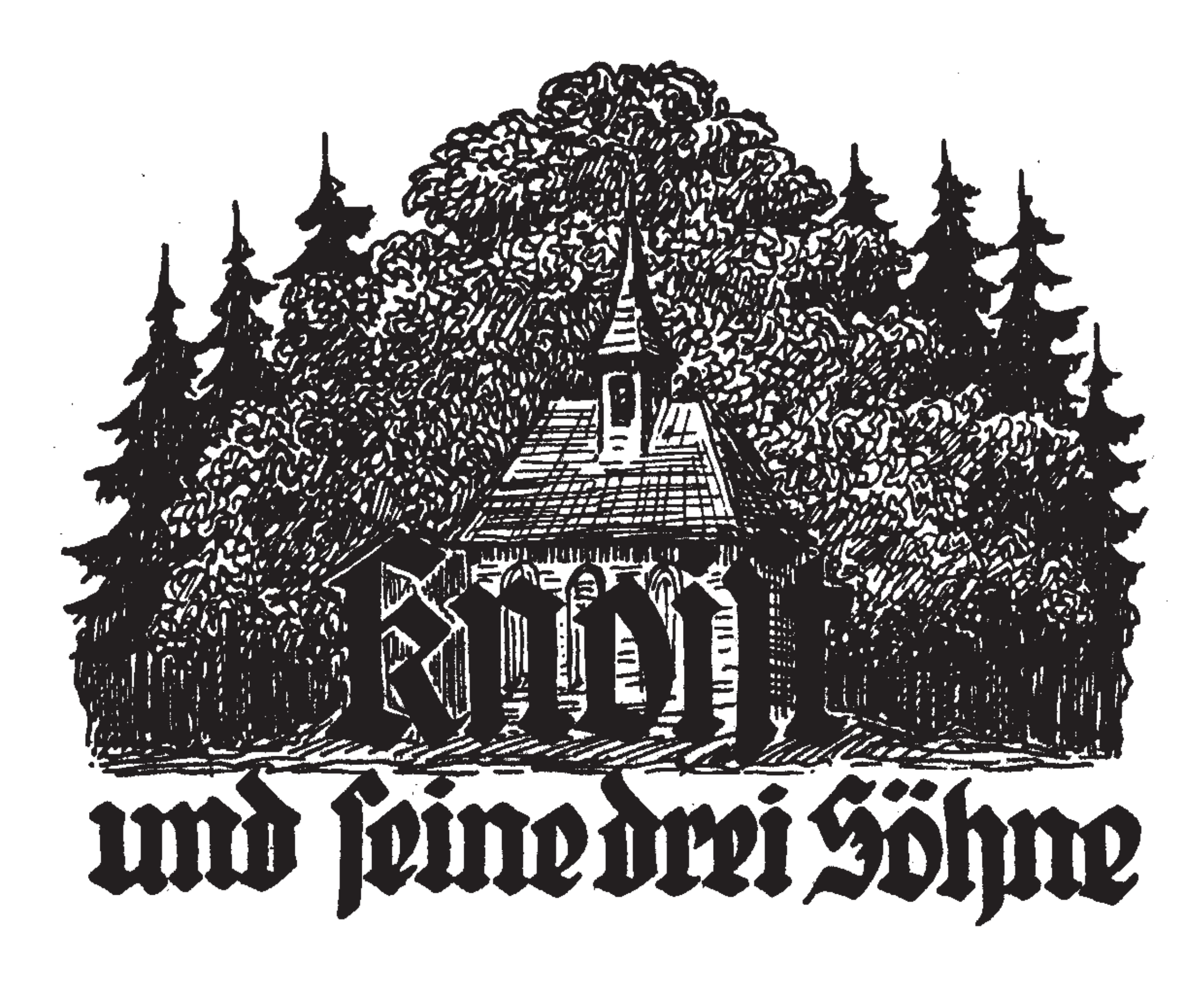
Da könnt ihr denken, wie die Königin froh war, als sie den Namen hörte, und als bald hernach das Männlein hereintrat und fragte „nun, Frau Königin, wie heiß ich?" fragte sie erst „heißest du Kunz?" — „Nein." — „Heißest du Heinz?" — „Nein."

„Heißt du etwa Rumpelstilzchen?"

„Das hat dir der Teufel gesagt, das hat dir der Teufel gesagt" schrie das Männlein und stieß mit dem rechten Fuß vor Zorn so tief in die Erde, daß es bis an den Leib hineinfuhr, dann packte es in seiner Wut den linken Fuß mit beiden Händen und riß sich selbst mitten entzwei.







Zwischen Werl und Soest, da wohnte ein Mann, und der hatte drei Söhne; der eine war blind, der andere war lahm, und der dritte war splitternackt. Da gingen sie einmal übers Feld, da sahen sie einen Hasen. Der Blinde der schoß ihn, der Lahme der fing ihn, der Nackichte steckte ihn in die Tasche. Da kamen sie vor ein großes, allmächtiges Wasser, da waren drei Schiffe darauf; das eine das rann, das andere das sank, das dritte das hatte keinen Boden drin. Wo kein Boden darin war, da gingen sie alle drei hinein.

Da kamen sie an einen allmächtigen großen Wald, da war ein großer allmächtiger Baum darinnen; in dem Baum war eine allmächtige große Kapelle. In der Kapelle war ein hagebüchener Küster und ein buchsbaumener Pastor, die teilten das Weihwasser mit Knüppeln aus.

Selig ist der Mann,
Der dem Weihwasser entlaufen kann!

Knoist un sine dre Sühne . . .

Twisken Werrel un Soist, do wuhnde ’n Mann, un de hede Knoist, de hadde dre Sühne, de eene was blind, de annre was lahm un de dridde was splenternaket. Do giengen se mol öwer Feld, do sehen se eenen Hasen. De blinne de schöt en, de lahme de fienk en, de nackede de stack en in de Tasken. Do käimen se für en groot allmächtig Waater, do wuren dre Schippe uppe, dat eene dat rann, dat annre dat sank, dat dridde, do was keen Buoden inne. Wo keen Buoden inne was, do giengen se olle dre inne. Do käimen se an eenen allmächtig grooten Walle (Wald), do was en groot allmächtig Boom inne, in den Boom was eene allmächtig groote Kapelle, in de Kapelle was een hageböcken Köster un en bußboomen Pastoer, de deelden dat Wiggewaater mit Kuppeln uit.

Sielig is de Mann,
De den Wiggewaater entlaupen kann.





Drumb ist der Mensch hie selig gnug,
der aus der Andern Schaden klug
hie nach der Kinder Märlein versteh.

(Sprichwort um 1600.)





Märchen gleichen Blumen. Wir freuen uns daran, lassen uns von der Schönheit ergreifen und mittragen. Kunst will erlebt sein. Auch die Märchen sind Kunst, hohe Kunst, Können des Volkes: jenes ersten, der sie schuf aus einem erschütternden Erleben, sie verdichtete zur Dichtung; jenes, der das Alte aufnahm und es weiterlebte, erlebte und formte; aller jener, die als Nachschöpfer es erlebten und das Erbe weiterreichten als Märchenträger, als Väter und Mütter.

Wie sehr Märchen Können und Kunst sind, sehen wir, wenn wir neugedichtete daneben halten; wie selten eines, das da heranreicht, und vielleicht nur gerade deshalb, weil es so viel von den alten enthält. Es geht uns da wie bei den Volksliedern und Volkstänzen, echten Festen und gemachten Feiern.

Deutungen sollen diese wundervolle Märchenblume nicht zerpflücken, entblättern. Keine Deutelei! Wie aber, wenn wir jenen feenhaften Willen zur Schönheit, jenen ungebrochenen Drang das Gute zu tun und zu lieben, das Schlechte und Böse zu hassen, jenen unbändigen Willen zur Wahrheit und zum Siege, zur Befreiung, jenen herrlichen ungebrochenen Gottesstolz, von dem uns die echten Märchen alle künden, stärker in unser Bewußtsein höben, uns damit erfüllten und dann erkennen: daß es ebenso heute auch noch in uns, unserer Seele, in unserem Volke lebt, daß hier aus Jahrtausenden Vergangenheit eine Gegenwart aufleuchtet, diese erst recht erhellend, und eine Brücke baut in das Kommende, die Zukunft?





Die Bedeutung unserer Märchen und ihre Deutung

Es wird wohl kaum einen Deutschen geben, der nicht zum mindestens in seiner Jugend einige Deutsche Märchen gehört oder gelesen hätte. Wenn schon das Elternhaus versagt hätte in der Ueberlieferung der Märchen — ein großer Verlust für jedes Kind! — so brachten doch die ersten Schuljahre auf jeden Fall einige Märchen im Lehrstoff, einfach weil die Kinder dies in jenem Alter verlangen und — brauchen; es ist ja geradezu der Weg zum Herzen des Kindes und Entfaltung seiner Vorstellungkraft (Fantasie), die sich in dem Wunsche zum Schönen, Guten und Wahren so reich im Märchen entfaltet und von der Kinderseele so innig aufgenommen wird, daß es sich jedes Wort aber auch ganz genau merkt und bei anderer Wendung sofort sagt: nein, so war es nicht!

„Ein Märlin man eh lernen tut,
dann ein Gebet löblich und gut.“
(Sprichwort um 1600.)

Dornröschen, Sneewittchen, Rotkäppchen kennt doch jeder!

„Aber das ist doch nur etwas für Kinder!“ höre ich manchen sprechen. Und so scheint es auch zunächst; denn in dem Alter von acht oder zehn Jahren, da wollen dann auch unsere Jungen und Mädel nicht mehr so sehr die Märchen, sondern lieber die Sagen. Und manchmal kann man bei noch älteren Kindern die Worte hören: „Märchen — die sind ja nicht wahr!“ Damit meinen sie: sind nicht Wirklichkeit. Denn wer glaubt denn wirklich, daß ein Wolf eine Großmutter und ein Mädchen verschlingen kann, ohne sie zu zerbeißen, daß die überhaupt in seinem Bauche Platz haben können, daß man gar den Bauch aufschneiden kann, ohne daß der Wolf aufwacht, daß Großmutter und Rotkäppchen lebendig herauskommen können und man dem Wolf noch Steine einnäht. — Nein, das verlangt ja auch niemand zu glauben, für wahr zu halten. Hier wendet das Kind schon die erwachte Vernunft, das Wissen und Erkennen der Naturtatsache, der Naturgesetze, folgerichtig an. — Allerdings auf einem anderen Gebiete darf das Kind und auch der Erwachsene diese Gesetzmäßigkeit und ihre Erkenntnis nicht anwenden: auf die Wundergeschichten, richtiger Zaubergeschichten aus dem Orient, aus dem „Buch der Bücher“, der Bibel. Das muß er einfach glauben oder für wahr halten — und wenn das Kind folgerichtig es nicht will? Dann wird es gezwungen oder — verflucht!

— Zweierlei Maß: Märchen und Bibel. Hat darüber noch niemand nachgedacht? — Und auch darüber, daß unsere Deutschen Kinder abends, wenn sie um den Herd hocken oder zu Bett gehen und inständig um eine Geschichte betteln, doch immer ein Märchen sich wünschen — aber wohl nie eine biblische Geschichte verlangen.

Hier liegt ein Urteil vor von einem doch wirklich völlig unbefangenen Wesen, das noch so ganz aus seinem Ursprünglichen, der unverdorbenen Kinderseele heraus handelt. Und dieses Urteil ist herrlich für unser Deutsches Märchen, dagegen vernichtend für das Fremde, die Bibel.

Ja — Blut will zu Blut! Des Blutes Stimme, die Volksseele, das Rasse-Erbgut spricht schon aus dem Kinde. Die Deutschen Märchen sind aus unserem Blute erstanden. Deutsches Herzblut gab ihnen Leben und erhielt ihnen das Leben durch aber und aber Geschlechter, über Jahrhunderte, ja Jahrtausende — trotz Geringachtung, ja Nichtachtung, ja sogar Bekämpfung und Verfolgung; von wem? — nun von jenen Volksfeinden, die uns von unserer lebendigen Ueberlieferung abschneiden wollten, die unsere Ahnen verleumdeten und uns verächtlich machen wollten, die uns statt des Geschehens und der Geschichten aus unseren Deutschen Wäldern und Auen, Dörfern und Bauernhäusern, Burgen und Bergen ein anderes Geschehen als Heilslehre aus dem Orient aufdrängen wollten.

„Kinder- und Hausmärchen", so nannten die Gebrüder Grimm das Buch, das sie dem Deutschen Volke als ein wahres Geschenk vorlegten; denn was sie und andere noch dort, wo das Volk unberührt geblieben war von fremder Zivilisationstünche, hatten erzählen hören und aufzeichneten, war gerade noch der letzte Rest eines jedenfalls früher noch viel reichfaltigeren Erzählens unserer Vorfahren. Es waren besonders fürs Erzählen veranlagte Frauen und Männer im Volke, die noch die alten Ueberlieferungen in sich trugen; Erbträger der Märchen könnte man sie nennen, wie wir das auch von dem Volksliedersammeln her kennen, daß manche Bäurin fünfzig und mehr Lieder kannte — etwas das wir erst wieder begreifen, seitdem wir's im Wandervogel erlebten, daß dort die Liedträger alles auswendig kennen, an hundert Lieder.

Ja, die Märchen erzählten ja nicht die Kinder, sondern Erwachsene. Und Kinder selbst können sie garnicht „gemacht" haben, das kann ein Kind gar nicht. Nicht Kinder, sondern Erwachsene schufen die Märchen und trugen sie weiter; schufen sie nicht für die Kinder, sondern für — die Erwachsenen selbst.

Vielleicht ist es dir, lieber Leser, schon selbst einmal so gegangen, daß du nach vielen vielen Jahren wieder einmal ein Märchen hörtest, vielleicht wie es eine Mutter abends den Kindern erzählte, oder daß du selbst gar bedrängt von deinen Kindern ihnen eins vorlasest. Anhören und erzählen ist ja immer viel schöner als lesen; Lesen, das ist nur ein Notbehelf, wir müssen wieder erzählen lernen! — Und dabei fesselte uns nun etwas, über das wir uns selbst kaum Rechenschaft geben konnten. Vielleicht so, wie uns ein Volkslied ergreift, wie uns eine Blume lautlos anspricht, wie es uns vor dem Weihnachtbaum bewegt. Kindheiterinnern? — Nein, mehr!

Was erzählen denn alle diese Märchen? — Im Grunde genommen immer wiederkehrend dies: Da ist erst ein guter Zustand, der durch ein Böses zerstört wird, jemand gerät in Not, meist sind es Kinder — die Jugend; und dann werden Befreiungversuche gemacht, den Zauber, den Bann zu lösen, bis es einem gelingt: einem Königssohn, einem Edling, einem Junghelden, oft noch ein Kind selbst, oder ein Jüngling, aber auch ein Mädchen; oder es kommt der Jäger — der ist mit der Natur noch eng verwoben, kennt die Raunestimmen des Deutschen Waldes und alle Tiere, und erkennt, daß etwas nicht stimmt, und befreit. Oder es ist ein Bote, oder sind es die Diener, einfache Leute aus dem Volke, die den Zauber erkennen, die mahnende Stimme hören, es dem Könige, dem Führer sagen.

Und woher kommt die Not? — Da ist es einmal der Wolf, dann, immer wiederkehrend, die böse Stiefmutter. Wer ist denn diese Stiefmutter? Gibt es denn nicht auch gute Stiefmütter? — Deutsche Frauen und Mütter sind gütig, böse Stiefmütter sind Entartungen und Ausnahmen! — Im Märchen ist die Stiefmutter aber immer böse, ja „gottlos" wie im Sneewittchen. Eine Mutter, die keine Deutsche sein kann, die wo anders her sein muß: eine Fremde! Aber sie maßt sich das Recht der eigentlichen Mutter an, sie herrscht, ist Königin. Also muß sie der König, der Führer des Volkes, geheiratet haben; so trifft auch ihn die Schuld, die Fremde geholt, sich mit ihr vermählt zu haben, zu dulden, daß sein Deutsches Kind leidet und verstoßen wird von der Fremden. — In manchen Märchen bringt sie noch eine oder zwei Töchter mit, die sie an die Stelle der Deutschen Edlingstochter setzen will, wie im Aschenputtel. — Manchmal ist der Vater allein die Schuld an der Not, wie im Märchen vom Rumpelstilzchen oder in dem von den sieben Raben.

Dann ist aber noch das böse Zauberweib, die „Hexe"! Ursprüng-

lich war es nur „die böse Alte mit den triefenden Augen“ oder den roten Augen, die Zauberin — oder auch der Zauberer — die Bezeichnung „Hexe“ kann erst später dafür gesetzt worden sein, denn die Märchen sind Jahrtausende alt, das Aelteste überhaupt was sich Menschen erzählten; nur kamen immer wieder neue Wendungen dazu, manches wurde verschliffen. Das Wort „Hexe“ kann aber erst für die böse Zauberin gesetzt worden sein, als Rom mit seiner „Inquisition“ und seinen Ketzer- und Hexenverbrennungen nach Deutschland kam und aus der einst hohen Bezeichnung für die Deutsche Frau als Mahnerin und Weise des Volkes, aus der Hag-Idise, der am heiligen Hag (Hain) Weisheit sprechenden Volksmutter die „Hexe“ machten. Hexe ist aus Hag-Idise entstanden. Im Rotkäppchen wohnt die Großmutter noch „dort wo die drei großen Eichen stehen mit der Nußhecke darum“, das ist der alte germanische Thingplatz, die Weihestätte, Richtstätte, Sonnwendfeierstätte. — Wir haben in dieser Ausgabe zum ersten Mal das Wort Hexe, das so überliefert war, ausgemerzt; und mit Recht: wir wollen Rom-Juda nicht diesen Triumph der Verschandelung unserer einst hohen Begriffe und Wertungen für das Deutsche Weib lassen. Wir setzen dafür „die böse Zauberin“, wie es ja auch richtig heißt und unsere Spur führt uns richtig, wenn wir den, der ruft: „haltet den Dieb!“ selbst festhalten. Sollte die „Hexe“, diese böse, gottlose Zauberin, nicht vielleicht gar Rom-Juda selbst sein, die unser Volk und unsere Jugend in Not brachten?

Die Deutung der einzelnen Märchen wird uns dies aufzeigen. Und wir werden erkennen, daß die Märchen uns viel, sehr viel zu sagen haben von unseren Feinden, aber auch von unseren eigenen Schwächen, und dann auch wieder von den Kräften der Selbstbefreiung, Selbsterlösung durch eine freie Tat.

Denn was in den Märchen geschieht, ist „wirkliches“ Geschehen; freilich nicht im wörtlichen Sinne, sondern im Sinnbilde, ein Geschehen in der Seele: das Wirken der Seelengesetze im Einzelnen und der Volksseele in ihrem Selbsterhaltungwillen und Gotterhaltungwillen. Es sind einfache große Gesetze der Rasse und Volksseele, die wir heute dank den Forschungen klar erkennen zur Rettung unseres Volkes. Sie sind in der Todesnot unserer Vorfahren in den Helden und Dichtern ahnend wach geworden und verdichtet, geformt in jenen Erzählungen, die wir heute Märchen nennen — nicht in allen, die so genannt werden, sondern nur in gewissen, uralten, in denen das erste Seelen- und Gotterleben unserer Vorahnen überhaupt gestaltet und ausgedrückt wurde. Dies darzustellen

ist Aufgabe der wissenschaftlichen Märchenforschung und Vergleichung, die wir nur kurz in einem besonderen Abschnitt streifen können. (Siehe rückwärts.)

Aber eines können wir: immer wieder selbst erleben in der eigenen Seele das unserer Art Gemäße, das aus der Rassen- und Volksseele immer wieder, urewig in gleicher Art, mit gleichem Willen, mit gleicher Tugend, aber auch mit gleicher Rassenschwäche lebendig wird und lebendig werden wird, solange es noch Deutsche gibt. Und diese jahrtausende lange und alte Erfahrung und Weisheit ist in den Märchen niedergelegt und wurde von unseren Ahnen gehegt. So sind gerade die Großmütter und -Väter jene, die an ihrem Lebensabend reich an Erfahrung und Erkennen des Wesenhaften diesen Reichtum und dies Erkennen den Kindern und Enkeln weiterreichen zur Sicherung des Lebens ihrer Sippe und unseres Volkes. Vor allem die Erfahrung über die Todesgefahren der Seele, des Volkes und des Gottesbewußtseins mußte weitergereicht werden. (Das Märchen vom Rotkäppchen zeigt das deutlich.) Als Rom-Juda dies verhindern wollte, als es den Nerv abschneiden wollte, aus dem ein Volk lebt: seine Ueberlieferung in Geschichte, Sang und Sage, Sitte und Brauch, da bei Todesstrafe verboten war, von der Schlacht im Teutoburger Walde, von Sigfrid und Brunnhild und all den Helden und Hochbildern zu sprechen, da rettete sich das Erbwissen in die alten Mären (Verkleinerungform: Märchen), und gab ihnen neue Bedeutung und Prägung, ohne das Altererbte zu zerbrechen, denn aus ihm kommt ja die starke Gemütsbewegung, die notwendig ist zum Wacherhalten der Volksseele.

Und so bewegt heute noch ein Märchen — achte: nicht alles was so heißt, vor allem nicht die Legenden und die Nachahmungen — unser Gemüt; das des zarten Kindes schon, das sein herrliches Werturteil durch Jahrhunderte immer wieder neu fällte zugunsten der Deutschen Märchen — und auch das des Erwachsenen, der erst die volle Tiefe des Märchenbrunnens erschaut, der unerschöpflich, unsterblich ist wie die Volksseele selbst.



Vom Deutschen Märchen

Das Märchen erzählt, was niemals gescheh'n,
Und was kein menschliches Auge geseh'n.
Es zeigt unter buntesten Wunderranken
Des Lebens ernste, tiefe Gedanken
Und gab dem Erleben im Bilde Gestalt;
Drum ist es so schön und wird nie alt.
Wir könnten die eigene Art nicht ermessen,
Wenn gering wir dächten und wollten vergessen,
Was unsern Ahnen das Märchen war.
Wie wären wir töricht und undankbar!
Denn als der Fremdglaube die Seelen geknechtet
Und Deutsches Denken verbannt und entrechtet,
Als Freiheit und Stolz unters Kreuz ward gebeugt,
Und die für Wahrheit und Heimat gezeugt,
Die Sagen und Lieder wurden vernichtet,
Da haben die Ahnen sich Märchen gedichtet.
Von der Feuerstelle im Bauernhaus,
Von den Spinnstuben ging ein Raunen aus,
Um vor feindlicher List, vor Fremdwerks Umgarnen
Die Volksgeschwister zu hüten, zu warnen.
In Zeiten der Drangsal, jammerumgeben,
Boten die Märchen Hoffnung und Leben.
Sie erbten sich fort von Geschlecht zu Geschlecht,
So sind sie als heilig Vermächtnis uns recht.
Und stärken mit köstlichem Seelengut
Im Freiheitkampfe uns Willen und Mut.
Wo Kinderaugen erwartungvoll sprühn,
Halboffene Mäulchen im Staunen erglühn,
Wo liebliche Frauen andächtig lauschen
Aus Urvätertagen dem heimlichen Rauschen,
Wo gütige Männer mit ernstem Sinnen
Den Wahrheitkern aus den Wundern entspinnen,
Inmitten der Lebensstürme Gebraus,
Da ist das Märchen noch heute zu Haus!

Else Heiler.



Deutungen

Sneewittchen

Das ist ein ausgesprochenes Winter- und Frühlingsmärchen. Der alte Jahreszeiten-Mythos klingt noch durch. Aber es wäre weit gefehlt, ihn allein darin zu suchen. Denn hier geschieht mehr! Nur im Unterton schwingt jener alte Mythos vom Winterschlaf, von der Erstarrung in Eis, und dem Erwachen mit. So wie es in den Bildern der Künstler mitverband, durch die Schneeglöckchen, die ersten Frühlingskünder und den gläsernen Sarg, der wie ein Eiskristall das gelähmte Sneewittchen umschließt. Schneeweißchen heißt es ja.

Und die drei roten Blutstropfen im Schnee, die so oft im Märchen und in der Sage — Parzifal — wiederkehren, sind sie vielleicht ein letzter Erinnerung-Nachklang des erschütternden Erlebens der Eiszeit, des warmen blutroten Lebens und der blutroten Flamme und Sonne mitten in Schnee, Eis und Kälte? Jener Notzeit, da die nordische Rasse wurde?

In diesem Märchen kommt das Unheil durch die böse Stiefmutter. Sie ist Königin, herrscht also, eine Fremde; sie will die Schönste sein, um allein herrschen zu können. Der König, der für das Volk verantwortliche Führer, hat diese Fremde geheiratet und wir erfahren nirgends, daß er sein Kind, die Deutsche Jugend, vor der bösen Stiefmutter schützt oder es zu befreien auszöge.

Die „gottlose" Stiefmutter, wie das Märchen sie ausdrücklich nennt, haßt und will Sneewittchen vernichten; sie gibt einem Volksgenossen Befehl dazu, doch der ist zu gesund, ein solches Satanswerk zu tun, das Kind zu töten; er läßt ihm Freiheit, läßt es laufen. Den Gefahren der wilden Tiere entgeht Sneewittchen, nicht aber den Gefahren, die aus dem hinterlistigen, vertarnten schwarzen Kampf der bösen Stiefmutter kommen. Diese hat einen Zauberspiegel, der immer die Wahrheit sagt. Ist es die Stimme aus dem Unterbewußtsein? Ist es ein geheimer Meldedienst?

„Frau Königin, ihr seid die Schönste hier,
aber Sneewittchen über den Bergen
bei den sieben Zwergen
ist noch tausendmal schöner als ihr."

Die Schönste hier? Wo ist das? — Und wo ist das: über den

Bergen? Ultra montes? das ist auf Latein wörtlich übersetzt. Sie ist die „Mutter-Kirche" in Rom; für die Deutschen eine „Stiefmutter", nicht die echte, blutgleiche, angeborene.

Die Königin-Stiefmutter ist die Schönste im römischen Reich, aber tausendmal schöner ist Sneewittchen jenseits der Alpen in Deutschland, ist die gottnahe, schönheitvolle, freiheitfrohe Seele des Deutschen Volkes. Rom weiß das, weiß, daß seine Seele „gottlos" ist, wie es im Märchen selbst heißt, längst erstorben im orientalisch-jüdischen Rassemischmasch gottferner Weltreligionen. Aber Rom will Macht, will herrschen und will daher Deutschland vernichten. Und zieht aus, über die Berge, aber verkleidet, vertarnt, als Händlerin — Händler waren die Deutschen nicht, die Händler kamen vom Süden, von Rom her; Deutsche waren Bauern, Herren und Helden, stark und gut, gütig, oft allzu gütig, zu vertrauend dem Fremden, wie Siegfried. Wie Sneewittchen; hält die fremde Frau für ehrlich, kauft ihr nicht nur den Schnürriemen ab, sondern läßt sie ins Haus ein, sogar an ihren Leib — und die Falsche schnürt so fest zu und so geschwind, daß Sneewittchen-Deutschland der Atem vergeht und es wie tot hinfällt.

Wer denkt da nicht an das Blutbad zu Verden an der Aller, den Sachsenschlächter Karl, den „frommen" Ludwig, die Abschlachtung der Alemannen bei Cannstadt, an die Inquisition, Ketzer- und Hexenverbrennungen, an den dreißigjährigen Krieg und all das mordende Abwürgen gegeneinander gehetzter Völker bis zu den einschnürenden Dogmen, Eiden (Morderaisteneid) und anderes.

Aber immer wieder brach das Rasse-Erbgut, das eingeborene Deutsche Gottestum durch. So auch erwacht Sneewittchen wieder, die Deutsche Volksseele, als die sieben Zwerge heimkommen, die hemmende Fessel entdecken und sie lösen.

Wer sind denn die sieben Zwerge? — Die „Geheimwissenschaftler" und Hokuspokusleute werden nun gleich mit ihrem Zahleneinmaleins aufwarten — es sind einfach die Kräfte des Rasse-Erbgutes, jene oft nicht beachteten, unscheinbaren Boten aus dem Unterbewußtsein, in dem die Volksseele lebt und ihren weisen Rat raunt zur Gesunderhaltung, Gottwachheit der Seele, Feindabwehr und Volkserhaltung. Es sind die Grundgesetze, nach denen der Deutsche allein gesund, gut und frei bleiben kann. Kein Lebensgesetz darf mißachtet, vergessen, ausgelassen werden, wie im Dornröschen die dreizehnte weise Frau; deswegen trank Sneewittchen aus jedem Becherlein, aß von jedem Tellerlein, lag in jedem Bettlein. Ob 3, 7, 9 oder 13 ist nebensächlich. —

Wieder fragt die Königin-Stiefmutter-Rom ihren Zauberspiegel-Nachrichtendienst — die vertrauten Meldemänner — melden heißt auf Lateinisch nuntiare, davon kommt das Hauptwort Nuntius — und erfährt zu ihrem Schrecken, daß der Deutsche sich wieder aufgerafft hat, wieder frei atmet. Rom sinnt neue List. Es kommt in neuer Vertarnung, diesmal nicht mit Gebrauchsgegenständen, sondern mit einem Kamm, einen prächtigen Zierkamm — Luxus —, und der war vergiftet. „Ich darf niemand herein lassen!" sagt abwehrend Sneewittchen, denn es ist gewarnt durch die Zwerge, die Boten der Volksseele. Aber Rom ist Seelenkennerin und schlau berechnend, und rechnet auf den Lustwillen, dem sich der Mensch und die Jugend so leicht versklavt. Und sie rechnet richtig und stellt es klug an, erst mal den Freiheitwillen anzuklingen: „Das Ansehen wird dir doch erlaubt sein?!" Und richtig fällt Sneewittchen herein; Rom läßt den Zierkamm funkeln — wie ein Kronreif so schön — oder ist's gar die Kaiserkrone des „Heiligen Römischen Reiches teutscher Nation"? — Und Rom tritt ein und will Sneewittchen noch gar ganz schön und ihm das Haupthaar machen für die Kamm-Krone — ans Haupt läßt der Deutsche den Feind heran und — sinkt vergiftet nieder. Sieggewiß kehrt die gottlose Stiefmutter heim.

Nocheinmal retten die guten Zwerge das Sneewittchen, warnen es noch einmal eindringlich!

Nocheinmal fragt die Königin den Zauberspiegel: Sneewittchen lebt immer noch! Da zitterte und bebte sie vor Zorn und sinnt neuen Tod durch List: Giftmord! Sie geht in eine ganz verborgene geheime Kammer — wir denken an Geheimorden, Geheimkämmerer und Dunkelkammern — und macht dort einen „giftigen, giftigen" Apfel, wie das Märchen zweimal sagt. „Aeßerlich sah er schön aus, weiß mit roten Backen, daß jeder, der ihn erblickte, Lust danach bekam, aber wer ein Stückchen davon aß, der mußte sterben." Er war aber so künstlich gemacht, daß nur die eine, die schöne rote Hälfte, vergiftet war.

In wieder neuer Vertarnung kommt Rom über die Berge, diesmal als — Deutsche Bauersfrau mit Lebensmitteln — vergiftete Lebensmittel! Und nur ein einziger Apfel unter vielen vergiftet. Aber gerade den bietet sie Sneewittchen an. Es ist gewarnt, will nichts kaufen, niemanden einlassen. Da will Rom ihm einen Apfel schenken. Auch das lehnt Sneewittchen ab. Nun ist Rom abgewehrt, erledigt? — Nein! Müßte es nicht Rom sein mit seiner Schlangenschlauheit und viel hundertjährigen Erfahrung an allen

Völkern der Welt; es kennt auch die Deutsche Seele und wie man ihr kommen muß. „Fürchtest du dich vor Gift?" frägt sie Sneewittchen und teilt — teile und herrsche! (divide et impera!) — den Apfel, ißt selbst die eine — unvergiftete — Hälfte, hält die andere, die schönere — vergiftete — Sneewittchen hin, und das greift zu und ißt davon. Ach, du meinst Christentum wäre Gift für das Deutsche Volkstum, du fürchtest dich wohl überhaupt vor allem, was dir nicht bekannt ist? Siehe: Christentum und Deutsches Volkstum sind eine Einheit, siehe den Heliand, siehe, was die Deutschen Künstler schufen zum höheren Ruhme der Kirche, und alle Obrigkeit ist von Gott und der Papst ist sein Stellvertreter auf Erden, der dreifach gekrönte Herrscher im Reiche Gottes.

So geschah die Täuschung und das Unglück. „Diesmal können dich auch die Zwerge nicht wieder erwecken" frohlockt Rom. Und so ist es auch, sie können es nicht, die Volksseele ist durch das Gift so gelähmt, daß sie nicht wieder erwachen kann, der Lebensnerv ist ihr gelähmt. Tot — ist Sneewittchen nicht, es verwest ja nicht. Deshalb legen es die Zwerge in den gläsernen Sarg und schreiben darauf, daß es ein Königskind war. Ja, ein Volk der Edlinge waren die Deutschen. Und heute lebt dies Volk dahin, in der Seele tot durch das fremde Gift, eingesargt, gelähmt, wir sehen es durch das Glas des Sarges und ist doch nicht ganz tot, nur gelähmt; und ist so schön wie unsere alten Lieder, unsere Sprache, unsere Mären.

Und da kommt ein Königssohn, hat sich verlaufen im Deutschen Walde auf der Jagd — im Raunen des Waldes wird Urerleben der Deutschen Seele wach — er sieht diese Schönheit, bittet darum, sie auf sein Schloß, an einen würdigen Ort, bringen zu dürfen — so wie wir die Funde aus den Gräbern unserer Vorfahren sorgsam aufstellen und das alte Erbgut der Ueberlieferung pflegen. — Und als die Träger den Sarg tragen — er ist von Glas, da heißt es doch acht geben — da stolpern sie über einen Strauch — so etwas Ungeordnetes, Durcheinander — der Sarg fällt, durch die Erschütterung springt der schönen Scheintoten der Giftgrüz aus dem Halse und Sneewittchen, das Deutsche Volk erwacht und geht seiner Hochzeit zu.

Und die gottlose Stiefmutter? — An ihrem glühenden orientalischen Haß geht sie selbst zugrunde im Wahnsinnstanz.

Ist die Deutsche Volksseele nicht immer wieder in der höchsten Not erwacht, durch die gewaltigen Erschütterungen dieser Not? Ist nicht im Weltkrieg das große Erwachen gekommen, das weiter-

klingt, immer wieder in neuen Wellen, das große Rasse-Erwachen aus der Seele des Volkes?

Rotkäppchen

Auch in diesem Märchen klingt ein Naturmythos aus alter Zeit nach: die rote Sonne, die vom Wolkenwolf verschlungen wird, untergeht und neu wieder aufsteigt. Aber schon die beiden Hauptgestalten: Großmutter und Enkelin, zeigen uns, daß es um mehr und anderes hier geht.

Die Großmutter, die Ahne, ist das Erbwissen, die reiche Lebenserfahrung, die den Kindern und Enkeln weiter gegeben werden muß, um Gesundheit an Leib und Seele zu wahren und das Wissen um die Gefahren und Feinde zu schärfen. Beim Tier ist das angeboren, da tut es die Natur von selbst durch die Vererbung (Instinkt); so frißt das Tier keine Giftpflanze, die erbsichere Witterung, der vollkommene Selbsterhaltungwille schützt es. Das Menschenkind aber läuft in den Wald, sucht die schönen dunkelblauen Heidelbeeren und findet eine besonders große: eine Tollkirsche! — keine eigene Stimme warnt es, kein erbsicherer Selbsterhaltungwille schützt es, wie das Tier. Das Menschenkind ist unvollkommen geboren. Da müssen nun Eltern und Aeltere das Erbwissen, die jahrhundertelange Erfahrung weiterreichen, um es vor Todesgefahr zu schützen und schließlich selbständig zu machen. Wehe, wenn jemand dieses Erbwissen fälschte und sagte: das ist kein Gift, das bringt keine Gefahr. So sind denn die Feinde unserer Art darauf aus, unser Erbwissen und Recht zu fälschen und uns einzureden, das und jenes wäre kein Gift.

Rotkäppchen bekommt von der Mutter noch die Mahnung mit, nicht vom Wege abzuweichen. Unterwegs begegnet ihm nun der Wolf; es weiß nicht, was für ein schlimmes Tier das ist, denn er stellt sich ganz freundlich und holt denn richtig aus dem unerfahrenen Kinde — der mitteilungfreudigen Jugend — alles heraus, was er gern wissen möchte. Wo die Großmutter zu finden ist? „Unter den drei großen Eichbäumen, da steht ihr Haus, unten sind die Nußhecken, das wirst du ja wissen" sagte Rotkäppchen. Die drei Eichen und die Haselnußhecke kennzeichnen deutlich die altgermanische Malstätte, da wohnt die Erbweisheit, da wurde Deutsches Recht geschöpft.

Der scheinheilige Wolf freut sich schon auf den guten Leckerbissen an der Deutschen Jugend, will aber zuerst noch das alte Erbwissen

vernichten und lenkt schlau und seelenkundig die schönheitdurstige Jugend auf Vogelsang und schöne Blumen ab, um Zeit zu gewinnen. Rotkäppchen glaubt noch ein gutes Werk zu tun und pflückt die schönen Blumen. Inzwischen hat der Wolf die Großmutter getäuscht, sich als Rotkäppchen ausgegeben, erfahren wie man die Tür öffnet und hat die Ahne, das Erbwissen verschlungen — sich einverleibt. Tarnt sich nun mit den Kleidern, dem äußeren Ansehen der Ahne — Rom macht die Rechtsform, die Staatsform, den Glauben, die Kirche, den Heliand, den arischen Christus und das „Germanische Christentum" für die Deutschen zurecht — und erwartet die saumselige Jugend.

Die wundert sich zwar, daß die Türe offensteht, es kommt ihr seltsam in der Stube vor: „wie ängstlich wird mir's heut zumut, und bin sonst so gern bei der Großmutter!" — So mag es manchem beim Konfirmandenunterricht gehen, lieber sind ihm doch die Deutschen Sagen als die Bibelgeschichten und Sündenlehre. Klar ist uns Deutsches Recht, verwirrend jüdisch-römisches Recht.

Wie sonderbar sieht doch die Ahne aus! Rotkäppchen wundert sich zwar, erkennt aber den getarnten Feind und seinen Trug nicht. Und nun stellt die Jugend noch lange akademische Fragen: „Ei Großmutter, was hast du für große Ohren? — „Damit ich dich besser hören kann!" Rom hat recht: seitdem es sich das germanische Erbgut zu eigen machte, einverleibte, hört es besser. Rom nahm seine Priester aus dem Volke, das es beherrschen wollte und erzog sie sich dem betreffenden Volkstum angepaßt; dazu wurde das „germanische Kolleg" der Jesuiten in Rom eingerichtet. Da die Priester ehelos bleiben müssen, schöpft man immer frisch aus dem Volke. „Was hast du denn für große Augen?" — Auch das ist „besser" für Rom, böser für die Deutschen. Nun fallen der Jugend die großen Pranken auf — der „weltliche Arm", Gesetze, Konkordate, Organisationen, kathol. Aktion, die alle Rom dienen müssen — freilich, damit kann Rom besser zupacken. Und als es zu spät ist, da erst entdeckt die Jugend das große — Maul! Die große Klappe, die alle die Volksverführer brauchen. Zu spät — verschlungen.

Nun scheint es aus zu sein; Erbwissen und Jugend verloren. Es wäre auch aus, wenn da nicht einer käme, der hört daß da etwas nicht stimmen kann, der das Todesröcheln des Deutschen Volkes, das Schnarchen des wohlgesättigten Wolfes vernimmt. Er schaut nach — geht nicht vorüber — und als Jäger erkennt er auch gleich den getarnten Feind und versteht, was geschehen.

Er tut nun gleich etwas, ein Unerhörtes. Nicht vielleicht, daß er ihm Brechpulver eingibt — er schneidet ihm den Bauch auf und befreit Rotkäppchen und Ahne.

Und nun kommt der lustig-feine Zug in dem Märchen, da die Jugend dem Nimmersatt den Bauch mit Steinen füllt; als der erwacht und davon laufen will, stürzt er sich zu Tode.

„Es rumpelt und pumpelt" — das erste Frühlingsgewitter bricht die Macht des Winters. Thors Hammer trifft den Fenriswolf.

Noch eine zweite Märe vom Rotkäppchen und dem Wolf wird erzählt als Anhang zur ersten. Da begegnet ein anderer Wolf dem Rotkäppchen, als es wieder einmal der Großmutter Gebackenes brachte, und wollte das Kind vom Wege ablenken; es sah aber den bösen Blick; und da es auf offener Straße war, traute sich der Wolf nicht, es anzugreifen. Der Wolf kommt an Großmutters Haus und meldet sich als Rotkäppchen; es wird ihm aber nicht aufgemacht, Großmutter und Kind schweigen vor dem Wolf. Der umschleicht das Haus und springt schließlich aufs Dach und lauert dort, bis es Abend würde und Rotkäppchen heimginge. So lauern Rom und alle Römischen auf die Deutsche Jugend und steigen uns aufs Dach. Vor dem Hause aber stand ein großer Steintrog; in den hieß die Ahne Rotkäppchen Wasser tragen, in welchem Würste gekocht worden waren. Dem Wolf stieg der Geruch so in die Nase daß er einen langen Hals machte und vom Dache herabstürzte und im Troge ersoff. — —

Hüte dich, Jehova-Priester, wenn du der Deutschen Jugend auflauern willst, und in Schule und Elternhaus eindringen willst — **das Erbwissen wacht!**

Dornröschen

Man hat dieses schöne Märchen gern als Frühlings-Auferstehungsmythe gedeutet. Das ist es aber nicht, denn die Rosen blühen bei uns im Sommer. Es ist ein Sommermärchen, vielleicht gar ein Hohe-Maien- und Sonnenwendmärchen, ein Gleichnis hoher edler Minne-Wahlverschmelzung.

Es schildert uns zunächst ein Reich, in dem es gut geht; ein guter König und eine gute Königin mit dem großen Wunsche zum Kinde, zur Jugend. Und als nun diese Jugend da ist, ist große Freude und Feier, alles wird getan für das Wohlergehen und die Zukunft, auch die weisen Frauen werden eingeladen, also gilt dort noch die Frau als weise und hochgeachtet, wert der Teilnahme an der Volk-

und Zukunftgestaltung. Und doch ist hier bei allem Glück in dem Königspaar eine Unvollkommenheit: der äußere Mangel eines goldenen Tellers, die Erfüllung einer Aeußerlichkeit, wenn auch Ehrung, verleitet sie, eine der weisen Frauen nicht einzuladen, in einem einzigen Punkte einmal das für die Vollkommenheit notwendige zu unterlassen, ein Lebensgesetz seelischer Art zu übersehen aus Gesellschaftrücksichten.

Und daraus entspringt nun das Unglück. „Einmal ist keinmal" sagt so mancher, aber an dem kleinen Bruchspalt beginnt der Abbruch des Ganzen. Und wenn die dreizehnte weise Frau jene gewesen wäre, die immer die Gefahren, das kommende Unglück aufzeigt, gerade die hätte gehört, hätte eingeladen werden müssen. Nun spricht sie ihren Spruch, ihre Warnung; aus dem ersten Bruch ist das Eintreffen unvermeidbar.

In der jüngeren Edda haben wir ein herrliches Bildgleichnis überliefert, wie unsere Ahnen im eigenen Rasse-Erbgut auch die Schwächen und Gefahren sahen, die ebenfalls mit den Tugenden in jedem neugeborenen Kinde liegen; es heißt dort: „Aber noch andere Nornen (außer Urd, Werdand und Skuld) gibt es, die zu jedem neugeborenen Kinde erscheinen, ihm die Lebenszeit bestimmen; diese sind göttlichen Geschlechtes, andere Alfenstammes und andere Zwergenart. So ist auch hier gesagt:

„Verschieden geschaffen nenn' ich die Nornen
und nicht einerlei Abkunft;
die einen sind Asen, andere Alfen,
andere die Töchter Tarnzwergs."

In diesem Märchen vom Dornröschen haben wir die gleiche Weisheit unserer Ahnen bildhaft ausgesprochen, daß im Menschen die Möglichkeit liegt, den göttlichen Wünschen nach zu handeln, aber auch dagegen, ungöttlich, ja widergöttlich, und er so sein Geschick wirkt aus der Antwort, die er gibt, und der Wahl, die er trifft. Der spätere Schicksalsglaube ist Verfallerscheinung. Gerade das Erkennen des Ungöttlichen und der Gefahr aus dem eigenen Blute kann nur allein vor Unheil schützen.

Der König will sein Kind schützen, der Vater und Führer will das Beste für die Jugend. Nur — er fängt es nun wieder verkehrt an. Statt nun die Jugend mit dem klaren Blick für die drohende Gefahr zu erziehen, wird mit strengem Befehl das stoffliche Ding, aus dessen Berührung — aber nicht aus ihm selbst — das Unglück kommen wird, ausgerottet; noch dazu ein wichtiges notwendiges Werkzeug für den Lebensbedarf. Nun glaubt der

König sein Kind genügend geschützt, ja überläßt es sich selbst, justament wo es fünfzehn Jahre alt wird. Unerfahren, ungewarnt unvorbereitet tritt das herangewachsene Kind der Gefahr gegenüber und — erliegt ihr.

Nun sinkt alles in Schlaf, alles ist gelähmt, alles liegt in einem bösen Bann. Es ist gut, daß der Dornenwall um die Burg hoch und höher empor wächst und so das schlafende Dornröschen und alles schlafende Volk noch schützt, das wehrlos jedem Zudringling ausgeliefert wäre. Denn schlecht ist es nicht, nur unvollkommen; noch kann es zur Vollkommenheit reifen, zum Erwachen, zum Blühen kommen. Wenn der rechte Befreier kommt.

So mancher bemüht sich einzudringen — er bleibt in den Dornen hängen — es ist nicht der rechte. Als nun aber der rechte, der Unerschrockene, der junge Held und Edeling naht, da öffnen sich von selbst die blühenden Rosenhecken und — hinter ihm schließen sie sich wieder. — Das ist ebenso bei Siegfried: als dieser durch die Waberlohe reitet, erlischt das Feuer, hinter ihm schließt sich der Flammenwall wieder.

Einer nur erringt sich die minnigliche Schöne, die Braut — kein anderer vermag ihm nachzudringen. Wie schon bei den unbewußten Einzellern bei der Wahlverschmelzung zweier Zellen nur eine eindringt und aus dieser Verschmelzung ein neues Wesen hervorgeht, so ist in der bewußten Seele des Menschen diese höchste Stufe durchseelter Minne zur Einehe gereift, wie sie nordische Art leben kann und will.

„Und wenn gar die Seele
Zur minnenden Seele
Im Jenseits sich findet,
Dann wachsen so wundertragsame Flügel den beiden,
Und siehe, nun fliegen sie wieder und wieder
Im leuchtenden Glücke
Hinauf zu unsterblichem Leben."

(Runen der Minne aus: „Triumph des Unsterblichkeitwillens".)

Die Brüder Grimm haben schon auf die Verwandtschaft dieses Märchens mit der Sage von Sigfrid und Brunhilde hingewiesen. Wahrscheinlich sind beide aus der gleichen Quelle geflossen. Märchen sind älter als Sagen. Als aber unter dem „frommen" Ludwig alles Singen und Sagen vernichtet und wohl auch verboten wurde, da mag es gewesen sein, daß nun Dornröschen die alte Märe in dieser Form weitertrug, aus dem roten Flammenwall der Waberlohe — einst vielleicht die Morgenröte, durch die die Sonne siegend

emporschreitet — die rote Rosenhecke wurde, aus der schlummernden Brunhild das Dornröschen wurde; Sigfrid durfte vielleicht nicht einmal genannt werden, aber ein Königssohn, ein Edeling blieb der Befreier.

Noch im Deutschen Volksliede klingt bis in unsere Zeit das Gleichnis vom Rosenhag und Rosengarten. Und es weiß auch zu singen von dem Warten und Wartenkönnen, von dem Nicht-zu-früh-erwecken, sondern erst wenn die Zeit gekommen ist. Nicht wie im Goetheschen Heidenröslein, wo der wilde Knabe vorzeitig die Rosen bricht gegen den Willen des Mädchens sogar — das sollten unsere Kinder nicht mehr singen, das Lied ist nur eine verdorbene Nachahmung schöner, edler alter Lieder vom Heidenröslein (siehe „Zupfgeigenhansl" das Lied „Sie gleich wohl einem Rosestock"). Am schönsten singt es uns ein Berg-Reihen um 1536: „Jungfräulein soll ich mit euch gahn in euren Rosengarten". Edler und feiner kann keine Abweisung sein aus dem Gefühl, daß es noch nicht Zeit ist. (Erscheint in den „Lieder der Deutschen".)

Hänsel und Gretel

Notzeit ist. Armut herrscht. Die Jugend hungert und verlangt nach Brot. Die Stiefmutter überredet den Vater, die Kinder in den Wald zu führen und sie dort ihrem Schicksal zu überlassen. Auswandererschicksal. Der Vater will erst nicht, weiß aber keinen Ausweg.

Die Führerschicht läßt sich in der Notzeit des Volkes bereden, die Jugend fortzuschicken und sie preiszugeben, um sich selbst zu erhalten. Hat es doch sogar einmal einen Kinderkreuzzug gegeben, im Mittelalter, bei dem hunderttausend Kinder elend umkamen.

Noch einmal findet die Jugend, Hänsel und Gretel, in die Heimat glücklich zurück, denn sie hatten den Plan gehört und Vorsorge getroffen. Beim zweiten Mal aber gelingt es nicht mehr — Hänsel hatte sein letztes Brot geopfert, um damit den Heimweg zu finden. Das Mittel war untauglich. Nun irren die Kinder im Walde und hungern, vom Acker, vom Nährboden abgetrennt. Da kommen sie von einem weißen Lockvogel, der so schön singt, geführt zu einem Häuschen und finden Brot; mehr: sogar Zuckerbrot! Mit welchen Versprechungen und Lockmitteln wird doch immer wieder die Jugend eingefangen; in die Kirchen und Klöster, in die Industriestädte — Zuckerbrot: die Glückshoffnungen, „ewige Selig-

keit", der „leichte" Verdienst und das Vergnügen, Tingeltangel, Schwof — oder anderes „Internationales".

Die böse Zauberin (Hexe*) ist erst sehr freundlich und gibt den Kindern ein gutes Mahl und warmes Bett; sie meinen, sie wären „im Himmel", so gut und schön. Dann aber wird sie rücksichtslos. Hansel wird zwar gut gefüttert, aber nur, um ihn nachher zu schlachten — so gings doch immer dem Deutschen Volk durch Rom und Juda. Aber Hansel ist nicht frei; er ist gefangen in einem Käfig — die Kirchen, die Dogmen, die Bindungen durch Eide, die Jahwegesetze, die Machtgier und der Satanismus Rom-Judas kerkern ihn ein, knebeln die Geistesfreiheit, zwingen die Schwester (Volk, Organisation) zum Frondienst. Gretel muß schwere Arbeit tun, ist nicht mehr frei, sondern Magd Rom-Judas, bekommt schlechtes Essen; alles Jammern und Klagen um den Bruder und ihr Schicksal hilft nichts, Rom-Juda ist grausam. Aber Hänsel entdeckt eine Schwäche: die Zauberin sieht schlecht. Und das nützt Hänsel, den Knochen statt des Fingers zu geben; so will er Zeit gewinnen. Aber die Alte wird ungeduldig. Als vier Wochen um sind, will sie Hänsel schlachten, auch wenn er noch nicht fett genug. Gretel muß den Ofen heizen, sie ahnt ihr eigenes Schicksal, den Scheiterhaufen. Da entdeckt Gretel noch eine Schwäche des Feindes: seine Ungeduld und Siegsicherheit. Gretel stellt sich dumm an und fragt, wie man das machen müsse, das Nachschauen in den Ofen — die Alte hatte vorgehabt, Gretel dabei in den Ofen zu stoßen. Nun aber steckt die Zauberin in ihrer Ungeduld selbst den Kopf hinein und Gretel gibt ihr den Stoß und riegelt die Tür ab; alles Brüllen hilft Rom-Juda nichts mehr; der Spuck und Zauber, der Bann ist gebrochen. — „Kreuzzug"? Wie soll man das machen? Bitte alle Pfaffen und Jahwediener voran, vorneweg, wir kommen dann hintennach und geben euch den Stoß! — Gretel befreit Hänsel; die Jugend ist wieder frei! Sie nimmt die von Rom-Juda eingeheimsten Schätze mit, ohne Habgier; sie reichen aus ein Leben ohne Brotnot führen zu können, frei vom Zinswucher Rom-Judas.

Und nun geht es auf die Suche nach der Heimat. Sie kommen an ein großes Wasser, einen See, ein Schwan zieht darauf und

---

*) Die „Hexe" ist jedenfalls auch erst eine spätere Bezeichnung, als es Rom gelungen war, diese einst hohe Bezeichnung für Deutsche Frauen als „Hagidise" zu verteufeln. Im Märchen ist es auch immer ein altes häßliches, hinterlistiges Wesen, im Verborgenen, Geheimen hausend, durch Lockmittel wirkend und Zauber und Bann übend, das Jugend und Volk in Not bringt. (Siehe S. 79/80.)

bringt die Kinder ans andere Ufer. Jedes muß aber einzeln hinüber, d. h. jedes muß allein, aus eigenem Erleben und Erkennen mit dem klaren Denken bis zur Gotterkenntnis vordringen, dann kommt er an die Ufer der Heimat, Hansel, der Träger der Idee voran. Wieder ist es der Bronnen der Urd, der zum Heimatland führt. Bald wird ihnen der Wald und Weg vertraut und sie finden das Vaterhaus. Die böse Stiefmutter ist inzwischen gestorben und der Vater glücklich, seine Kinder wieder zu haben.

„Mein Märchen ist aus, dort läuft eine Maus, wer sie fängt, darf sich eine große, große Pelzkappe daraus machen.“ So schließt das Märchen und will damit sagen: wer auf die kleinen Dinge achtet, die sich in Mäuselöcher verkriechen, wer die unheimliche Nagearbeit Rom-Judas erkennt und die gut vertarnten Dunkelwesen fängt, der kann einen großen, großen Schutz vor dem Volkstode und dem Erstarren der Seeke, sowie des freien Denkens schaffen.

Der Wolf und die sieben Geißlein

In diesem Märchen warnt die Mutter die sieben Kleinen vor dem Wolf und kennzeichnet ihn: „An seiner rauhen Stimme und seinen schwarzen Pfoten werdet ihr ihn erkennen“.

Es dauert nicht lange, klopft jemand an die Tür, sagt es sei die Mutter und will Einlaß. Die Stimme verrät den Wolf — er redet noch lateinisch, welsch! — Er muß abziehen.

Zum zweiten Mal kommt er, nun hat er Deutsch gelernt, spricht die Muttersprache fein wie die Mutter. „Wir wollen ihm mal auf die Pfoten sehen,“ sagten die Kleinen und sagen wir heute noch. Da sieh: ein Schwarzer! „Nein, wir machen nicht auf, du bist nicht unsere Mutter.“ Wozu aber mußten sie noch dazu sagen, daß die Mutter weiße Pfoten hat?

Nun läuft der Wolf zum Bäcker — Rom geht zu einem der Stände im Volke und erweckt dort Mitleid, er hätte sich an dem Fuß gestochen, er solle ihm Teig darum legen. Und der Volksgenosse fällt auf den Schwindel herein, denn es ist ihm gelehrt worden: helfe deinem Feinde, liebe ihn!

Noch ist aber die Pfote nicht weiß. So läuft der Wolf zum Müller — wieder ein anderer Stand im Volke, der freier, unabhängiger von den Menschen ist, der den Wind oder das Wasser als kostenlose Arbeitkraft hat; stolz steht seine Mühle wie ein kleines Schloß. „Streue mir weißes Mehl auf meine Pfote!“ verlangt der Wolf. Der Müller weigert sich — unerhört! „Der Wolf will

einen betrügen," dachte der Müller bei sich; also er kennt den Wolf. „Wenn du es nicht tust, so fresse ich dich!" droht der Wolf. Da fürchtete sich der Müller (seinen Bonzenposten zu verlieren) und machte ihm die Pfote weiß. Volksverrat!

Zum dritten Male kommt der Bösewicht, die Verstellung ist voll gelungen, die Jugend, schon hungrig geworden, öffnet ihm das Haus und — wird verschlungen; bis auf eines, das Jüngste, das sich in den Uhrkasten rettet, das findet der Wolf nicht.

Als die Mutter von der Nahrungsuche zurückkehrt, sind ihre Kinder alle weg, das Haus steht offen, alles zertrümmert, verwüstet. Sie ruft eins nach dem anderen mit Namen, keines antwortet mehr, so geschwächt ist schon das Rasseerbgut, es schwingt nichts mehr mit. Als sie aber das Jüngste ruft, da antwortet es ganz fein aus dem Uhrkasten, dem Unterbewußtsein, wo das Rasse-erbgut der Gotterkenntnis unserer Ahnen schlummert; es wird be-freit und erzählt, was geschehen. So wird die Rettung der anderen möglich. Auch hier wird dem Wolf Nimmersatt der Bauch aufge-schnitten und mit Wackersteinen ausgefüllt; und er ersäuft, als er gierig an den Brunnen kommt.

Am heiligen Quell, am Brunnen der Urd, ist Roms und Judas Untergang!

Aschenputtel

Niederdeutsch: Askenpüster, Askenböel, Askenbüel, Aschenpöselken, Sudelsödelken. Pommersch: Aschpuck. Dänisch, Schwedisch: Aske-fis. Oberdeutsch: Aschenbrödel, Aescherling. Schwäbisch: Aschen-grittel, Aschengruttel oder -grusel.

Es haftet ihm etwas Niedriges, Verächtliches an. Das kann erst in späterer, christlicher Zeit entstanden sein, denn ehedem bei unseren Ahnen war das Hüten des Herdfeuers heiliges Amt der Frauen und Mädchen. So sind es denn im Märchen immer Königstöchter, die, wie Gudrun, an den Herd gestellt, als Magd dienen müssen, weil Fremdmächte das Weib versklaven wollen.

Nach dem Tode der Mutter zieht eine Fremde, die Stiefmutter ein und bringt noch zwei Töchter mit; alle drei hassen Aschen-puttel, machen sich lustig über das Kind, zwingen es zu anstrengen-der Arbeitleistung — und trotzdem findet Aschenputtel noch Zeit, zum Grabe der Mutter zu gehen, das Gedenken der Toten zu pflegen, mit der sie Jenseitserleben vergangener Stunden innig verbindet. Daraus schöpft es soviel Kraft.

Die Fremde hat zwei Töchter mitgebracht, Kinder aus Haß und Vernunft, gottfern, herzlos, eigensüchtig und lustversklavt: Rom-Juda vereint. Und der Vater, der Führer, bereits entartet durch die falsche Gattenwahl, hindert nicht das arge Treiben der drei. Als er zum Handelsmarkt in die Stadt zieht, da wünscht sich die eine Stieftochter schöne Kleider, die andere Perlen und Edelsteine; Aschenputtel aber das erste Reis, das am Heimweg dem Vater an den Hut stößt, es wählt sich ein Lebendiges. Und das Reis wuchs, am Grabe der Mutter gepflanzt, zu einem Wunderbaum, der ihm alle seine Wünsche herabschüttelte. Ist es nicht wie der Weihnachtbaum — die Weltesche? Das göttliche Wünschen erfüllt die gottnahe Deutsche Seele, mag das Volk auch noch grau und unkenntlich in Knechtsdienste gezwungen sein, wenn nur das göttliche Wünschen nicht stirbt.

Da hält der Königssohn Ausschau nach einer Braut. Wie drängt sich da Rom-Juda herbei, um seine Töchter dem jungen Führertum anzuheiraten; wie lädt es dem Deutschen Volk Arbeit über Arbeit auf; unsinnige Arbeit boshaft mutwillig auferlegt, nur damit es nicht frei werde zur eigenen Teilnahme. Ausgelacht wird es noch, verspottet: es hat ja keine Kleider anzuziehen — seine Organisation hat man zerschlagen, es ist ja machtlos. Aber ihm kommen ungeahnte Helfer, und die wissen auch, was gut und schlecht ist und lesen flink alles aus. Als die erste Arbeit geschaffen ist, da auferlegt die Stiefmutter die doppelte Arbeit, nur um aufzuhalten, um zu verhindern; sie denkt ja nicht daran, ihr Versprechen überhaupt einzulösen — aber gutgläubig wie die Deutschen nun mal sind, leisten sie auch diese Arbeit. Als nun auch diese abgeliefert wird, kommt nun der kurze Befehl: du darfst nicht!

Darf nicht? Das göttliche Wünschen kennt keinen Befehl, keine Gebote Rom-Judas. Und der Haselnußbaum, Freia-Ostaras Wunderbaum wirft ihr die herrlichsten Kleider und Schuhe herab. Und der Königssohn, das junge Deutsche Führertum, geht ihm erstaunt und freudig entgegen und ist mit ihm den ganzen Abend zusammen — sie gehören ja auch zusammen. Und Rom-Juda, das sich andrängen wollte, kann gar nicht heran; ist aber auch so gottfern und verblendet, daß es das Deutsche Gottestum, Aschenputtel, garnicht erkennt. — Aber Aschenputtel entschwindet dem jungen Führer; er aber geht es suchen; noch findet er es nicht. Aber am dritten Abend findet er das Maß, das an die Dinge zu legen ist, dem Schuh, und sucht nun das da hinein Passende. Rom-Juda bangt um seine Macht, es rät seinen Kindern zur Selbstverstümmelung, gewaltsam

wollen sie sich in das Deutsche Volkstum hineinpassen, hineinzwängen, in der Kammer. Christus Jude? Nein, er war Arier! Gewaltsame Bekehrung? Nein, alles in Liebe um Liebe! Das Deutsche Führertum braucht uns, wir sind die rechte Braut, nur mit uns kann Deutschland glücklich werden (ihr müßt schaun mit in die Führung zu kommen!). Fast gelingt der Betrug.

Aber als sie an Holdas Wunderbaum vorüberkommen, da ruft das Täubchen dem Königssohn die Warnung und Wahrheit zu — er hört schon die Raunestimmen der mahnenden, warnenden Volksseele „Blut ist im Schuh!“ — Ja Blut, ungeheuer viel Deutsches Blut, all das Morden Rom-Judas am Deutschen Volk, Jahrtausende schreien aus diesem Blut! Die falsche Braut! Betrug!

Und nun findet er die rechte Braut und erkennt die Deutsche Volksseele und vermählt sich mit ihr.

Aber auch da noch wollen sich Rom-Juda am Hochzeitfeste einschmeicheln — es gelingt ihnen nicht. Die strahlende Wahrheit und Echtheit Deutschen Wesens macht sie blind.

Sieg der Wahrheit: der Lüge Vernichtung!
Mit Rom und Judas Morden ist's vorbei!

Der Jude im Dornbusch

Schon der Name kennzeichnet es als ausgesprochenes Judenmärchen und der Dornbusch erweckt Erinnerungen an den Berg Sinai im Zusammenhang mit dem Juden. Unser Volk erlebte auch diesen Widerspieler und Volksfeind; wie fein sind die jüdischen Züge im Märchen doch geschildert, fast bedarf es keiner weiteren Erklärungen. Wir wollen nur einiges unterstreichen.

Es ist bereits die Zeit, da in Deutschland Städte sind und römisch-jüdisches Recht seinen Eingang gefunden hatte, wie wir es an dem Richter sehen. Ja: es ist bäuerlich Deutsches Wesen dem städtischen, schon entwurzelten gegenüber gestellt. Der Knecht kommt vom Lande, dort herrscht die Kirche, der Pfaffe, Rom. In der Stadt herrscht schon Juda, dem Rom den Weg bereitete.

Der Knecht ist der Deutsche, Knecht der Kirche, die ihn „mildiglich“ mit drei Hellern nach drei Jahren guter Arbeitleistung entlohnt.

Diese drei Heller gibt unser Bruder Lustig leichten Herzens mit einem kirchlichen Spruch dahin. Und nun wird ihm eröffnet, daß er drei Wünsche aussprechen kann, die ihm erfüllt werden sollen. Wird er Reichtum verlangen, oder die ewige Glückseligkeit? — Nein, er verlangt anderes: eine Waffe, die immer trifft zum

ersten — Wehrhaftigkeit und Wahrheit, die trifft immer und wehrt den Feinden; zum zweiten: eine Geige, und wenn er darauf spielt, muß alles tanzen, was den Klang hört — wenn es aufklingt aus der Volksseele, dann soll alles bewegt sein im Gemüt, was noch hören kann, der Wunsch zum Schönen klingt in den Weisen auf; zum dritten: wenn er an jemand eine Bitte tut, so darf er sie nicht abschlagen — der Wunsch zum Guten soll alles durchsetzen.

Damit hat er das Knechtdasein, das schon durch die Wanderfahrt aufhörte, überwunden, durch das göttliche Wünschen das Dogma des Christentums und seine ganze Lehre ebenfalls.

Da begegnet ihm ein Sonderbares: er sieht einen Juden, der die „grausam mächtige" Stimme eines kleinen Vogels bewundert und — das gern „haben" möchte. Und unser Bruder Lustig ist dem Juden gleich zu Gefallen, will er doch gleich mal seine Vogelflinte ausproben. Und er trifft, ja — aber der Vogel ist auch tot und fällt in ein Dornengestrüpp. Merkt er nun, daß er dem Juden nach dem Willen getan hatte, seine Wehr mißbrauchte? „Geh, Spitzbub, und hol dir den Vogel heraus!" sagt er zum Juden. Der aber sagt ihm, er solle den „Bub" weglassen, da kommt ein Hund gelaufen — bleibt der Spitz. Und der Jude kriecht auf allen Vieren in den Dornbusch, haben will er den Vogel, die „grausam mächtige Stimme". Juckt es den Bruder Lustig da — er streicht seine Fidel, der Jude muß tanzen, aufrecht tanzen nach Deutscher Weise, das kommt ihn hart an, die Dornen zerreißen ihm den Kaftan, es ist wider seine Natur, er bietet höchstes Lösegeld.

Glaubt Bruder Lustig wirklich den Juden überwunden zu haben? Schlecht kennt er jüdische Art und Kampfesweise. Als der Wanderbursch außer Seh- und Hörweite war, da entlädt sich der jüdische Haß auf den Gojim. Und er läuft in die Stadt, zum Richter und klagt, und der Deutsche Richter traut dem Juden, der unverschämt lügt, und leiht ihm sein Recht und den weltlichen Arm, die Soldaten, unsern Bruder Lustig einzufangen. Und sie haben ihn schon. Er verteidigt sich, aber der Richter glaubt dem — Juden, nicht dem Deutschen. Wie schüttet der Jude all seinen Rassenhaß auf den wehrlosen Jungen aus. — Welch Zetergeschrei des Juden aber, als der zum Tode Verurteilte die letzte Bitte ausspricht; der Jude versucht, die Erfüllung zu verhindern, das Recht zu beugen, aber sie kann ihm nach Deutschem Recht nicht verwehrt werden. Das Volk steht neugierig, schaulustig, im letzten gleichgiltig da — auch schon verdorben, keine Volkesstimme erhebt sich — aber der Jude darf sprechen! Ja, es finden sich noch Hilfsbereite, als der Jude

schreit, ihn anzubinden. Aber schon ertönt die Geige, die Seele des Volkes klingt auf aus der Todesnot, der Spielmann weckt sie, und alles wird bewegt davon, alles muß mittanzen — am tollsten tanzen der Jude und — der Richter, der durch das jüdisch-römische Recht schon viel Jüdisches geschluckt hat. Weh tut es nur dem Juden und dem Richter, wenn er mit dem Kopf des Juden zusammenstößt; er kommt ganz außer Atem und schenkt dem Spielmann, dem Volkserwecker das Leben. Nun ist unser Bruder Lustig sehend geworden, er geht den zusammengebrochenen Juden an mit der Frage nach der Wahrheit — der Jude in seiner Todesangst gesteht seine Schandtaten. Der Richter richtet nun nach Deutschem Recht.

Es ist erklärlich, daß den Juden dieses Märchen nicht angenehm war; es ist auch in vielen Märchenbüchern verschwunden, oder hat einen anderen Namen bekommen: „Die Zaubergeige".

Die weckende Macht der Musik ist in vielen Märchen und Sagen verwoben; nächst der urtümlichen Deutschen Sprache ist sie das, was das Göttliche in uns so stark wach ruft und unser Gemüt im tiefsten bewegt. Hier scheiden sich die Rassenseelen am deutlichsten, denn Musik, wie alle Kunst ist Gestaltung aus der Seele für die arteigene Seele, in der allein sie rein wiederklingen und Göttliches wecken kann.

Rumpelstilzchen

Vielleicht klingt in diesem Märchen etwas Verwandtes mit der Sage von der Goldmühle, Fenja und Menja, mit. Es zeigt aber deutlich Züge neuerer Zeit mitverwoben. Uns ist es heute die Märe vom Goldwahn, Goldbetrug und Papiergeldschwindel (Inflation), vom Mißbrauch des Weibes als Arbeitsklavin und Gebärerin für Judas Zwecke und entartetes Führertum. Aber auch der Befreiung des Volkes, der Vernichtung der Juden- und Freimaurerherrschaft.

Die Führerschicht ist entartet: der König will nur Gold! Das macht sich ein Stand aus dem Volke zunutze: ein Müller kommt mit dem König zu sprechen und sagt ihm, er hätte eine Tochter, die könne aus Stroh Gold spinnen. Eine Lüge natürlich, aber der Müller will sich zur Geltung bringen. Die Müller sind ein Stand, der durch die kostenlose Arbeitkraft des Windes oder Wassers unabhängiger von den Menschen, freier ist, sodaß er sich leicht über den Bauern und andere Stände setzen kann. Aber er ist entartet, selbst in der Not — er ist ja arm, ein Widersinn, wenn die Tochter Gold spinnen kann — aber der König merkt es nicht,

läßt sich anlügen, weil er goldgierig ist. Er lädt das Mädchen auf sein Schloß, sperrt es ein unter Morddrohung, wenn es den Goldauftrag nicht erfüllt.

Das Weib ist Arbeitsklavin geworden, unfrei, eingesperrt, Unmögliches wird von ihr verlangt, weil die Männer entartet sind. Niemand kann aus Stroh (Papier) Gold machen. Doch einer kann das: der Jude, das kleine unscheinbare Männlein. In dreifache Nacht gehüllt gelingt der Zauber, der Betrug. Aber unter welchen Opfern des Volkes? — Das Mädchen muß all ihr Geschmeide, den Erbschmuck der Ahnen hergeben. Und als sie zuletzt nichts mehr hat, ihr erstes Kind versprechen. In ihrer Todesnot gibt sie das Versprechen, denkend: wer weiß, wie alles noch kommt, wenn ich erst mal Königin bin, dann habe ich die Macht in der Hand, dann wird es schon einen Ausweg geben.

Aber es gibt keinen, weder den des Vergessens noch den des Bittens und Bettelns und Weinens. Juda ist sieggewiß: nun gehört ihm die Jugend des Volkes, sein wird die Führung und Herrschaft. Niemand im Lande kennt ja den Ursprung des Goldes, des Geldes, hält es für eine wunderbare Gabe der Königin, sie hat uns glücklich gemacht und reich. Unerkannt ist der Jude-Freimaurer in seiner Dunkelkammer und seinem verborgenen Häuschen geblieben, klein und unscheinbar. Niemand weiß seinen Namen. — So ist er scheinbar großmütig, mitleidig, entgegenkommend, wenn er nun dreimal wiederkommen will und der Königin dann das Kind lassen will, wenn sie seinen Namen errät — selbst sie, die ihn sah und weiß, wie das Geld wurde, kennt ja nicht seinen Namen. Auch ist es für Juda eine Probe auf das Volk — denn nur solange kann er wirken, als er unerkannt bleibt.

Nun ist es köstlich, wie im Märchen die Königin am ersten Tage — er kommt nun am hellen Tag daher, nicht mehr in der Nacht — Namen aus der Bibel aufsagt: das Volk ist also ganz jüdisch-christlich. Am zweiten Tage sagt sie ausgesprochen jiddische Namen: Rippenbiest, Hammelswade, Schnürbein; sie kommt schon näher. Am dritten Tage hat ihr der Bote — ein Mann aus dem Volke, der scharf beobachtet hatte, den Namen entdeckt; erst sagt nun die Königin rein Deutsche Namen — hat sich also auf das Volkstum besonnen, wie heute unsere Jugend statt der jüdischen Vornamen wieder Deutsche trägt — denkt doch an Joseph, Jakob, Johannes, Eva, Maria, Ruth usw. (der Jude nennt sich zum Hohne stolz „Siegfried") — nun nennt sie den Namen: Rumpelstilzchen — Rumpelstelze, Gerümpelstelze, so einer ist er!

Nun ist er erkannt, durchschaut, das Geheimnis zerrissen, seine Macht gebrochen. Er stapft vor Wut schreiend auf die Erde und zerreißt sich selbst.

Vernichtung der Freimaurerei und aller Dunkelkammermänner (Okkulten) durch Enthüllung ihrer Geheimnisse, so heißt es heute! Freimachen von allen Wahnlehren, die Glück, Macht und Gold versprechen; aber auch: keiner entarteten Führerschaft folgen — das allein kann die Zukunft, die Deutsche Jugend, das Volk retten.

Knoist und seine drei Söhne

Ich habe dieses Märchen an den Schluß des ersten Bandes gesetzt, um daran noch gewissermaßen als Beweisstück aufzuzeigen, wie in solchen Erzählungen, Märchen, uns tatsächlich geschichtliche Ereignisse mitüberliefert sind.

Meist wird diese Erzählung als lustiges „Lügenmärchen" abgetan. Das ist es nicht, auch kein lustiges, sondern bitter ernstes. Eine Antwort auf die „Seligpreisungen" des Christentums. Was preist dieses selig? Das Minderwertige, ja Verkommene:

Matthäus 5/3: Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr.

Lukas 6/20: Selig seid ihr Armen, denn das Reich Gottes ist euer.

Matthäus 5/39: Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Uebel; sondern so dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete auch den andern dar. 40: Und so jemand mit dir rechten will, und deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel.

Die drei Söhne des Knoist sind minderwertig, aber gute Christen.

Joh. 20/29: Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.

Unmögliches tun sie auf dem Wege zur Kirche. In den Kahn ohne Boden steigen sie ein — sie, die Bauernsöhne, sind ja auch entwurzelt, bodenlos, wie es auch schon der Vater sein muß.

Joh. Off. 5/9 und 10: Du hast uns, o Herr, mit deinem Blute herauserlöst aus aller Art von Stamm, Sprache, Volk, und Nation und aus uns das Reich Gottes gemacht.

An der alten Thing- und Weihestätte, am Wall (Burgwall) ist unter dem Heiligen Baume unserer Ahnen die christliche Kapelle errichtet — allmächtig — und dort wird getauft: das Weihwasser wird mit Knüppeln ausgeteilt. Friedliche Bekehrung das?

Ebräer 12/6: Denn welchen der Herr lieb hat, den züchtigt er; und er stäupt einen jeglichen Sohn, den er aufnimmt.

Jakobus 4/9: Seid elend und traget Leid, und weinet; euer Lachen verkehre sich in Weinen, und eure Freude in Traurigkeit.

Nein: Selig ist der Mann, der dem Weihwasser entlaufen kann! Freiheit, nicht Knechtschaft!

Dieser furchtbare Aufschrei der Deutschen Seele klingt über die Jahrtausende hinweg, seit der Zeit Karls des Grausamen. Sogar die Gegend in Westfalen um Werl—Soest wird uns genannt. Es ist geradezu erstaunlich, daß dieser Bericht den Verfolgungen der Kirche entgangen ist und noch im Sauerland aufgezeichnet werden konnte. Wie stark hielt doch der Volkserhaltungwille der Volksseele diese für die Freiheit und das Leben des Volkes wichtigen Erlebnisse als Erbweisheit fest und reichte sie von Geschlecht zu Geschlecht weiter.

Weil in uns das gleiche Rasse-Erbgut noch lebendig ist wie in unseren Ahnen — sofern es nicht durch Rassemischung verdorben wurde — weil jedes neugeborene Deutsche Kind mit dem unabgewandelten Rasse-Erbgut geboren wird — es ist nicht als Christ geboren, sonst brauchte es doch nicht erst durch die Taufe aufgenommen zu werden — so können uns nach Jahrhunderten diese Mären noch so viel geben. Denn in unserer Rassen-Seele handelt es auch heute noch so — und die Feinde der Deutschen handeln auch noch so in ihrem Vernichtungwillen, den allein die Kraft aus Deutschem Gottestum, Deutscher Gotterkenntnis und Feinderkenntnis brechen kann.

Es geht um Art und Ehre, Blut und Glauben, Vaterland und

F r e i h e i t !

Märchenforschung

Märchenforschung ist die wissenschaftliche Grundlage, die von den Brüdern Grimm, die unserem Volke die Sammlung Deutscher Märchen gaben, selbst geschaffen wurde. Sie sind die Begründer der vergleichenden Märchenforschung, indem sie auf die Aehnlichkeiten in den Märchen der verschiedenen Völker hinwiesen (3. Band); die indogermanische Verwandtschaft betonen sie, unerklärt bleiben die Aehnlichkeiten in Tiermärchen (Fabeln) bei anderen Rassen, wie Negern, Indianern usw. Es standen ihnen ja nicht jene Rassen- und Seelenerkenntnisse zur Verfügung wie uns heute.

Es setzte eine erfreuliche Sammel- und Vergleichstätigkeit ein; heute liegen die Märchen fast aller Völker und Rassen zugänglich vor. Verschiedene, oft widersprechende Erklärungen wurden aufgestellt.

Wilhelm Wundt vertiefte die Seelenlehre und wandte in der „Völkerspychologie" sie in seiner Abhandlung über das Märchen an, größere Klarheit und Ordnung in den Stoff bringend. Während Jakob Grimm die Ansicht vertrat, die Märchen seien die letzte Stufe absteigender Mythenentwicklung, weist Wundt nach, daß die Märchendichtung die älteste und erste Form der Erzählung überhaupt ist, sowohl Mythus als Tierfabel noch in Einheit umschließend; später trennen sich die beiden Gebiete, bis schließlich die Tierfabel sich rein verstandesmäßig gestaltet, während die epische Dichtung über das Märchen hinaus eine höhere Entwicklung geht.

Die Seelenlehre und Rasse-Erkenntnis brachte in der Zeit nach dem Kriege gewaltige Fortschritte. Ein Schüler Wundts ist der Münchener Psychiater Emil Kräpelin, dessen Schülerin die Seelenärztin und Philosophin Dr. Mathilde Ludendorff, deren Werke über die Gesetze der Menschenseele, Rassenseele und Volksseele uns einen Schlüssel in die Hand gegeben haben, den frühere Geschlechter nicht besaßen; sie konnten nur aus ihrem Ahnen heraus ertasten, was wir heute erkennen können.

So ist uns durch diese neue und umwälzende Seelen-, Rassen- und Volkskunde auch die Märchenwelt in ihren innersten Zusammenhängen mit der rassebedingten Einzel- und Volksseele erschlossen worden, eben weil wir die Gesetzmäßigkeiten kennen und unter-

scheiden, was allen Menschen gemeinsam ist von jenem Seelenerleben, und das, was nur rassisch bedingt ist. Diese Gesetze hier anzuführen, würde über den Rahmen dieses Buches hinausführen, es muß da auf das Studium der unterm Schrifttum angeführten Werke verwiesen werden. Es sind einfache klare Gesetze, die aber eigenes gesundes seelisches Erleben voraussetzen, um voll erfaßt zu werden; kommenden Geschlechtern werden einst diese Gesetze so geläufig sein wie uns heutigen die Kopernikanischen.

Die Aehnlichkeiten in Märchen und Mythen verschiedener Rassen erklären sich uns folgerichtig aus der Tatsache, daß der Mensch als einziger Träger des Bewußtseins der Seele fähig ist, alle die unbewußten Willen, die im Kosmos und auf unserer Erde in den verschiedenen Werdestufen aufgetaucht sind, in sein Bewußtsein zu heben: er ist eine Welt in sich selbst. Ahnend klingt das durch alle Mythen aller Völker. Deshalb ist alle Natur lebendig um sie, die Tiere reden, selbst die Steine und die Wasser, Wolken, Wind, Lüfte, Sonne, Mond und Sterne.

Aber nur soweit sind diese Aehnlichkeiten, als der gemeinsame Weg des Werdens ist und die allgemein giltigen Seelengesetze Gleiches wirken; nämlich: daß sich der Mensch der Lust versklaven, entarten kann, oder erhaben über den Zweck aus dem göttlichen Willen in sich handeln kann. Soweit der Selbsterhaltungwille der Volksseele sich kundgibt, ist er amoralisch wie der des Tieres.

Als der Mensch wurde, wurden auch die Rassen. Und diese unterscheiden sich gerade in ihrem Seelenleben am stärksten. Hier liegen die großen Unterschiede, dort wo es dann so unterschiedlich in den Märchen wird, wo sich eine grundlegend andere Schau und Handlung zeigt. Zwei große Gruppen können wir da unterscheiden: die Rassen der Lichtreligionen (siderischen Kulte) und jene der Schachtreligionen (chtonischen Kulte). Während die Rassen und Völker der Gruppe der Schachtreligionen im Geisterglauben und in Dämonenfurcht verharren, kennzeichnet die Rassen der Lichtreligionen, wie die nordische, Furchtlosigkeit und der Glaube an die eigene Kraft zur Selbsterlösung. Das prägt sich natürlich in den Märchen und Mythen auch aus, denn sie entspringen ja dem seelischen Erleben, das wie die Antwort auf die Umwelt rassisch bedingt und verschieden ist. —

Dagegen können die Tierfabeln, die besonders viel im Orient auftreten, leicht übernommen werden, denn sie sind ja in ihrer letzten Formung durchaus verstandesmäßig gefaßt, aus der Vernunft gestaltet für die Vernunft, die bei allen Rassen und Völkern den

allgemeinen Gesetzen der Kausalität unterliegt, also nichts Rassetümliches, sondern Allgemeines ist.

Die Deutschen Märchen, wie sie heute in den Sammlungen vor uns liegen, zeigen kein rassisch einheitliches Bild, sondern eine Mischung, wie sie auch im Volke eingetreten ist. Zu beachten ist, daß das Kind sich im Alter von etwa zehn Jahren von den Märchen ab und den Sagen zuwendet, ein natürlicher Vorgang, gleichzeitig der Durchbruch zum Heldischen der nordischen Rasse, zur Furchtlosigkeit. Im Rasse-Erbgut schlummert noch ein Rest des einstigen Dämonenglaubens; wird dieser in der Erziehung besonders stark betont und entwickelt, wie es christlicher Religionunterricht meist tut, so können schwere seelische Störungen zeitlebens zurückbleiben. Es sei hier auf die kleine Schrift des Psychiaters Dr. med. Wendt „Die Hölle als Bestandteil der Kindererziehung" hingewiesen. Ebenso können durch falsche Auswahl von Märchen, Geistergeschichten usw. dem nordischen Kinde schwere Seelenschäden zugefügt werden; jedes Uebertreiben der oft grausamen Züge im Märchen ist zu vermeiden, selbst die „Stiefmutter" kann schlimm wirken, wenn man nicht darüber hinweggeht oder im Falle der Aengstigung dem Kinde sagt, das war eine Mutter von fremdher.

Wir haben daher in unserer Märchenausgabe eine Auswahl getroffen, die darauf Rücksicht nimmt. Denn es sind, wie schon erwähnt, Märchen ostischer Prägung, ausgesprochen christlicher Prägung oder Ueberarbeitung, Legenden, orientalische Geistergeschichten (Tausend und eine Nacht!), Tierfabeln, Gleichnisse, Scherzmärchen usw. bunt durcheinander.

Auf eines aber sei noch hingewiesen, um falscher Auffassung vorzubeugen: das Märchen ist ursprünglich amoralisch, später erst entstand der Märchenheld und ein moralischer Hintergrund; nie sind Märchen Moralpauken! Da in den meisten Märchen Menschen in Todesnot sind, handeln sie aus dem dann aufbrechenden vollkommenen Selbsterhaltungwillen wie das Tier amoralisch. Da der Ausgang der Märchen nie tragisch ist, sondern immer zum Guten führt, das Böse und Schlechte unterliegt und vernichtet wird, befriedigt es unser und des Kindes moralisches Empfinden.

Das Märchen ist, so lange es lebendig im Volke von Mund zu Mund weitergereicht wurde, nie stillgestanden auf einer Stufe, sondern ist immer weiter geformt worden; es strömten aus der fortschreitenden Höherentwicklung Einflüsse zu, neue Verwebungen und Bedeutungen entstanden, aber nie wurde es verstandesmäßig, sondern blieb immer Seelenbild und trug jene Ursprünglichkeit

und Unbekümmertheit weiter, wie sie heute vielleicht nur noch das Kind und — der Weise hat. Jenseits von Raum und Zeit steht es — „Es war einmal", irgendwo — jenseits des Zweckes.

Die alten, ursprünglichen Märchen sind alle aus einer ganz bestimmten Schau der Welt entsprungen, die rassisch bedingt und heidnisch war. Mit dem Vernichten und Abwürgen dieser ursprünglichen Weltanschauung durch das Christentum mußte natürlich auch das Märchen leiden. Trotz allem überrascht uns in den sich als altererbt ausweisenden Märchen das Beibehalten des heidnischen Grundzuges. Das erklärt sich aus der Tatsache, daß wie in den Bräuchen und Sitten das Rasse-Erbgut einfach verlangte, aus seinem Urtümlichen bewegt zu werden, die Gemütsbewegung zu erhalten, und damit blieb die Volksseele lebendig; so weise wirkt aus dem Unterbewußtsein der Gotterhaltungwille der Volksseele; und aus dem Selbsterhaltungwillen verschärfte sich in den Märchen die Kennzeichnung der Handlungweise der Volksfeinde, die mit grausamen, satanischen Mitteln unser Volk zu vernichten drohten.

Als die Märchen aufgezeichnet wurden, waren es nur noch letzte Reste, die wie durch ein Wunder — eben aus der Kraft des Rasse-Erbgutes und der Volksseele — erhalten geblieben sind. Mit der Aufzeichnung und gedruckten Veröffentlichung hört meist die lebendige Weiterbildung auf; sie werden: Literatur, leider! Wie hat sich die Kirche, wie hat sich das Judentum bemüht, auch dieses noch auszurotten und zu unterbinden, seit Ludwig dem „Frommen". Wie beide vereint zur Abschnürung unseres Volkes von seiner arteigenen Ueberlieferung arbeiten, beweist ein 1919 von der Internationalen Traktat-Gesellschaft herausgegebenes Buch „In den Fußspuren des großen Arztes", worin christliche Eltern gewarnt werden, Kindern zu erlauben, Märchen, Sagen und erdichtete Geschichten zu lesen, weil diese mit so viel Falschem erfüllt seien und ein Verlangen nach dem Unwirklichen erzeugen. Dieser „große Arzt" will ganz klar den letzten Nerv zerschneiden, an dem unser Volk noch mit seiner Vergangenheit und seinem Rasse-Erbgut verbunden ist. Dafür sollen natürlich Bibelgeschichten gelesen und gelernt werden — jüdische Geschichte und jüdische Heilslehre — wie es ja auch in der Schule als Hauptgegenstand gelehrt und mit Noten belohnt wird, nicht vielleicht die Bibel als Quelle der Erkenntnis des Erbfeindes der Deutschen und aller Völker als Propagandalehre für die Weltherrschaft des „auserwählten Volkes" der Juden, sondern als — Heilslehre, als „Gottesoffenbarung"! — Selbstvernichtung? — Wie sind da unsere Märchen gerade die Rettung, ein warnender

Aufschrei aus der Volksseele und erfüllt mit so viel Schönheit und heiligem Willen zum Guten und Wahren und voll Vertrauen zur eigenen Kraft und Selbsterlösung, aber auch Abwehr des Feindes und Vernichtung des Bösen und der Lüge.

Und noch ein Wort zur Märchendeutung; sie hat mit wissenschaftlicher Forschung nur zu tun, wenn sie auf den Gesetzen ernster Forschung aufbaut. Daher ist es schärfstens abzuweisen, wenn in neuerer Zeit Deutungversuche, die sich zudem ganz auf okkultem Gebiete bewegen, von einer altarischen Geheim-„Wissenschaft" sprechen, die in den Märchen „verkalt" sein soll, gar die Märchen nach Runen ordnen und deuten, wie es Werner von Bülow in der „Geheimsprache der deutschen Märchen" tut. Aus den Seelen- und Rassegesetzen erklärt sich alles zwanglos, die muß man allerdings kennen; hier beginnt wissenschaftlich gegründete Deutung.

Ich verweise auf das im Vorwort schon Gesagte: daß meine Deutungen keine Festlegung sind, sondern nur versuchen, die seelische Handlung klar zu machen und die Gründe; mancher wird anderes erleben und erschauen. Ich verdanke das tiefere Eindringen in die Märchen, die eng mit Volkslied und den alten Reigen und Tänzen zusammenhängen — ursprünglich eine Einheit, die im 2. Band näher aufgezeigt wird — der Mitarbeit in der Brandenburgischen Bauernhochschule, deren Leiter Major Alfred v. Wrochem die Märchen zum Ausgangspunkt nahm und in seinen Deutungen zum Deutschen Gottestum vorstieß. Volle Klarheit wurde mir erst durch das Studium der seelenkundlichen Werke Frau Dr. Mathilde Ludendorffs, die unsere Rasseerkenntnisse zur Höhe führen und in der Deutschen Gotterkenntnis gipfeln.

Frankfurt (Oder), am 9. Nebelungs 1934.

Fritz Hugo Hoffmann.

Anmerkungen zu den Märchen des 1. Bandes

Die Märchen dieses Buches sind alle der Grimmschen Sammlung „Kinder- und Hausmärchen“ entnommen nach der Ausgabe in der Reclam-Bücherei. Es sind an einigen geringe Aenderungen vorgenommen, so z. B. wurde das Wort Hexe durch andere Ausdrücke ersetzt (siehe die Begründung in „Bedeutung unserer Märchen und ihre Deutung“).

1. **Sneewittchen.** Nach vielfachen Erzählungen aus Hessen, wie überhaupt dieses Märchen zu den bekanntesten gehört, doch wird in Gegenden, wo bestimmt Hochdeutsch herrscht, der plattdeutsche Namen beibehalten oder auch verdorben in Schliwitchen. — In Oesterreich ist eine etwas abweichende Fassung zuhause (3 Schwestern, Glasberg). Eine nordische Sage von Snäfridr, Haralds, des haarschönen Gemahlin, hat verwandte Züge (nach Grimm). Ob der Zusatz „schwarz wie Ebenholz“ alt oder erst jünger ist, konnte nicht festgestellt werden; in vielen Fassungen des Bluttropfen-Motivs ist nur weiß und rot, was auch hier verwendet wurde.

2. **Rotkäppchen.** Aus den Maingegenden. Weitverbreitet, auch in französischen Fassungen und nordischen Ländern.

3. **Dornröschen.** Aus Hessen. Verschiedene Fassungen im Französischen, Italienischen, Nordischen. — Die Deutung als Minne-Gleichnis für die höchste Stufe der Wahlverschmelzung stammt aus „Der Minne Genesung“ von Dr. Mathilde Ludendorff.

4. **Hänsel und Gretel.** Nach verschiedenen Erzählungen aus Hessen. In Schwaben ist es ein Wolf, der im Zuckerhäuschen sitzt. In verschiedenen Fassungen weit verbreitet in den nordischen Ländern, ähnlich auch in Ungarn, Serbien, Albanien, Frankreich.

5. **Der Wolf und die sieben Geislein.** Aus der Maingegend. Weitverbreitet. Bei Bechstein fehlt gänzlich die wichtige Müller-Szene.

6. **Aschenputtel.** Nach drei Erzählungen aus Hessen. Eines der weitverbreitetsten.

7. **Der Jude im Dorn.** Nach einer mündlichen Erzählung aus dem Paderbörnischen und alten gedruckten Bearbeitungen. Nach einer mündlichen Fassung aus Hessen wünscht er sich einen Hut, der aus der Irre auf den rechten Weg führt, eine Geige, die alles zum Tanzen zwingt und einen Wünschring. Es gibt auch mittelalterliche Lustspiele über diesen Märchenstoff, der Name des Bauernknechtes Dulla hat Verwandtschaft mit Till Eulenspiegel. An Stelle des Juden ist manchmal ein Pfaffe genannt. — Die letzte Bitte und Rettung aus Todesnot durch Musik kommt in vielen alten Sagen vor. Im Märchen vom Liebsten Roland kommt gleichfalls die Zaubergeige vor, dort tanzt sich die Hexe im Dornenstrauch zu Tode.

8. **Rumpelstilzchen.** Nach vier Erzählungen aus Hessen. Verwandte und ähnliche weit verbreitet.

9. **Knoist und seine drei Söhne.** Aus dem Sauerland, in der Mundart aufgezeichnet. Werrel (Werl) ist ein Wallfahrtsort in Westfalen.

Schrifttum-Nachweis

„Kinder- und Hausmärchen".
Gesammelt durch Brüder Grimm. 1., 2. und 3. Band. Reclam-Ausgabe.

„Völkerpsychologie".
Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythus und Sitte. Von Prof. Dr. Wilhelm Wundt. 3. Band. „Das Märchen" (auch enthalten in Reclamband „Zur Psychologie und Ethik").

„Das Deutsche Märchen".
Von Alfred v. Wrochem.

Die seelenkundlichen Werke von Dr. Mathilde Ludendorff:

„Triumph des Unsterblichkeitwillens".

„Der Seele Ursprung und Wesen".
1. Teil: Schöpfunggeschichte.
2. Teil: Des Menschen Seele.
3. Teil: Selbstschöpfung.

„Der Seele Wirken und Gestalten".
1. Teil: Des Kindes Seele und der Eltern Amt.
2. Teil Die Volksseele und ihre Machtgestalter.

„Lehrplan der Lebenskunde für Deutschgottgläubige Jugend".

Der 2. Band wird auf andere Werke hinweisen im Zusammenhang der Märchen mit der Ueberlieferung in Volkslied, Reigen, Sitte, Brauchtum und Spielgestaltung.

